H. misc.
367
4(1

H. misc. 367 y (1

ex libr. B. Finde
par. d. Gers

S
<366415850600 11
<366415850600 11
Bayer. Staatsbibliothek

Gesammelte
Historische Schriften

von

John Bern. Dalgairns.

Erster Theil.
Der heil. Stephan Harding.

Autorisirte Uebersetzung.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1865.

Der

heilige Stephan Harding,

Stifter

des

Ordens von Citeaux.

Ein Zeit- und Lebensbild

von

John Bern. Dalgairns.

Franziskaner-Convent
Bibliothek
Eggenfelden

Autorisirte Uebersetzung.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1865.

Td 170/610

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Vorwort des Uebersetzers.

John Bernard Dalgairns, der gelehrte und geistvolle Vorstand der Oratorianer in London, hat sich bereits in seinen vor einigen Jahren in's Deutsche übertragenen Werken über die heilige Communion[1]) und über die Andacht zum heiligen Herzen Jesu[2]) als einen trefflichen Geschichtsforscher und Darsteller erwiesen, indem in dem erstgenannten Buche das sechste Kapitel, Geschichte der heiligen Communion, und in dem zweitgenannten die, eine Darstellung des Jansenismus enthaltende Einleitung gerade zu den interessantesten und bedeutendsten Abschnitten beider im Allgemeinen mehr philosophisch und theologisch gehaltenen Werke gehören. In der nun folgenden Sammlung ist Dalgairns ausschließlich Historiker und als solcher wieder vorzugsweise Culturhistoriker. In der Culturgeschichte nämlich sieht er — und wir glauben mit vollem Rechte — dasjenige Gebiet, auf welchem sich die moderne Geschichtsschreibung, um ächte und lebendige Wirkung hervorzubringen, besonders

---

1) Die heilige Communion. Ihre Philosophie, Theologie und Praxis. Mainz, Verlag von Franz Kirchheim. 1862.

2) Das heilige Herz Jesu. Mainz, Verlag von Franz Kirchheim. 1862.

zu bewegen habe, und so trifft er mit einer wissenschaftlichen Richtung, welche sich auch in Deutschland mehr und mehr Bahn bricht, in erfreulicher Weise zusammen. In der „heiligen Communion" hat er die schönen Worte gesprochen: „Wir verlangen jetzt Alle, in das lebendige Herz der vergangenen Geschlechter zu schauen, sie als Wesen von Fleisch und Blut gleich uns zu behandeln und zu wissen, wie sie lebten, fühlten und litten[1]);" und diese Worte haben in Deutschland so lebhaften Anklang gefunden, daß sie uns schon in mehrfachen Werken, Abhandlungen und Kritiken gewissermaßen als das prägnanteste Motto für gleiche oder ähnliche Bestrebungen angeführt begegnet sind.

Zu einer höchst gediegenen Quellenforschung, als der unabweisbaren Grundlage für jedes höhere historische Wissen, gesellt sich bei Dalgairns ein Versenken in den Stoff, welches wir mit der Meditation auf geistlichem Gebiete vergleichen möchten; die vergangenen Zustände und Verhältnisse, die er schildert, hat er völlig wie ein Zeitgenosse miterlebt; längst vermoderte Menschen haben für ihn wieder Fleisch und Blut gewonnen, und er verkehrt mit ihnen nicht wie mit längst Verstorbenen, sondern wie mit kürzlich erst hingeschiedenen Freunden und Bekannten. Leben wir in dem vorliegenden Bändchen nicht völlig mit den alten Cistercienfern, sehen wir sie nicht in ihrem ganzen Wesen und Treiben so lebhaft vor uns, als schritten sie auf einer wirklichen Schaubühne an uns

---

1) S. Dalgairns, Heil. Communion. S. 202.

vorüber? Und wir sehen sie nicht bloß in ihrem äußeren Thun und Treiben — wir blicken auch in das innere geistige Getriebe, in Wünsche, Hoffnungen, Befürchtungen, Empfindungen, Stimmungen, so daß vor Allem diejenige Persönlichkeit, mit welcher das vorliegende erste Bändchen unserer Sammlung sich vorzugsweise beschäftigt, der heil. Stephan Harding, uns zu einem wahren Bekannten wird, dessen Wesen und Bestrebungen, wie ein aufgeschlagenes Buch, offen vor uns liegen.

In dieser Lebendigkeit der Darstellung, mag sie Charaktere oder Zeitverhältnisse schildern, liegt unseres Schriftstellers größtes Verdienst, und gerade diese Eigenschaft, so hoffen wir, wird unserer Sammlung, die auf vier bis sechs Bändchen berechnet ist, vielfach Freunde und Verehrer erwerben, und zwar hoffen wir dies von den weiteren Bändchen um so mehr, als sie nicht, wie dies bei dem heil. Stephan hie und da der Fall ist, Bekannteres und schon mehrfach Dargestelltes enthalten, sondern auf ein in Deutschland noch ziemlich unbekanntes, aber eben deßhalb um so frischeres und spannenderes Gebiet überleiten: Auf das heilige Leben im alten England. Der Uebersetzer muß gestehen, daß er diese Biographien der eigentlich englischen Heiligen — denn Stephans Thätigkeit gehört vorzugsweise Frankreich an — mit einem Interesse und einem Genusse verfolgt hat, die an die Wirkung erinnern, welche einst die Walter Scott'schen Romane ausgeübt haben. Und doch haben wir hier keine Romane vor uns, sondern strenge geschichtliche Wahrheit und Wirklichkeit. Erinnern wir uns dann an die viel-

fachen geschichtlichen Bezüge zwischen Deutschland und England, vor Allem an unsere alte Stammverwandtschaft, so stehen wir nicht mehr auf fremdem, ausländischem Boden, sondern können das Wort der Schrift zur Anwendung bringen: „Hoc est os ex ossibus nostris et caro de carne nostra."

Möchten die historischen Schriften von Dalgairns mit gleichem Beifalle aufgenommen werden, wie seine früheren theologisch-philosophischen Werke!

Einige Anmerkungen, welche sich dem Uebersetzer während seiner Arbeit dargeboten, machen auf keine besondere Bedeutung Anspruch, werden jedoch dem Büchlein nicht gerade zur Unzierde gereichen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der heilige Stephan Harding,

Abt von Citeaux und Gründer des Cisterzienser-Ordens.

Erstes Kapitel.

Die Jugend des heil. Stephan.

Heilige Männer des Alterthums, welche das Leben von Heiligen geschrieben haben, begannen gewöhnlich mit dem Bekenntniß ihrer Unwürdigkeit, die Geschichtsschreiber der wunderbaren Thaten zu sein, die der heilige Geist in der Kirche gewirkt hat. Was sollten also wir sagen, die wir in diesen jämmerlichen Zeiten aus dem Schooße unserer ruhigen Häuslichkeit oder inmitten unserer literarischen Muße die Herrlichkeit der Heiligen zu feiern wagen? Wir haben unter uns Vieles, was uns nah und vertraut ist, aber Heilige, die eigentliche, ächte Schöpfung des Kreuzes, mit ihren übernatürlichen Tugenden sind nun ein Gegenstand der Geschichte für uns. Ja, selbst wenn wir wollten, könnten wir nicht Alles für Christum aufgeben, und während andere Theile der Kirche um Seinetwillen leiden können, muß unser Kreuz darin bestehen, daß wir uns still verhalten und in Geduld den Kampf beobachten, der um uns her vorgeht. Während wir jedoch auf bessere Tage warten, können wir uns mit der Betrachtung Dessen, was ihre Söhne einst waren, trösten und ihre Tugenden bewundern, wenn wir auch nicht

die Kraft haben, selbst so wir den Willen hätten, sie nachzuahmen. Der englische Charakter besitzt einen Ernst und eine Stärke, die ihn befähigen, den vollkommensten Weg zu würdigen und ihn zu verfolgen. Die ganze Insel war einst nicht nur mit schönen Klöstern bedeckt, sondern sie sandte auch in fremde Länder Männer, welche die Leuchte fremder Mönchsorden wurden. So war der Heilige, dessen Lebensgeschichte zu schreiben wir unternommen haben, einer der ersten Gründer des Cisterzienser-Ordens und der geistliche Vater des heil. Bernhard. So wenig von den ersten Jahren des heil. Stephan bekannt ist, sind doch alle seine Biographen in der Behauptung der Thatsache einig, daß er ein Engländer war. Zeit und Ort seiner Geburt, wie die Namen seiner Eltern sind gleich unbekannt; aber sein Name Harding scheint auf sächsisches Blut zu deuten und, wie es heißt, war er von edler Geburt; es scheint auch wahrscheinlich, daß er eher vor als nach der Eroberung durch die Normannen geboren wurde. Seine irdische Abkunft und Alles, was er um Christi Willen aufgegeben hatte, ist vergessen; und er tritt zuerst als Knabe auf, der von seinen frühesten Jahren an [1]) im Kloster Sherborne, in Dorsetshire, erzogen wurde. Die Regel des heil. Benedict [2]) erlaubt den Eltern, ihre Kinder unter vierzehn Jahren am Altare Gottes darzubringen, damit sie Ihm bis an das Ende ihrer Tage im Kloster dienen. In jenen gesetzlosen Zeiten, da Versuchungen zu Acten der Gewalt, des Raubes und der frechen Ruchlosigkeit so

---

1) *Will. Malmesbury*, Gest. Reg. Angl. lib. IV.
2) Cap. 59.

groß waren, glaubten heilige Eltern die Reinheit ihrer Kinder nicht besser schützen zu können, als wenn sie dieselben sogleich unter den Schutz eines Klosters stellten. Gerade, wie sie schon am Taufstein in deren Namen die feierlichen Gelübde der Taufe abgelegt hatten, so brachten sie später dieselben in die Kirche des Klosters, führten sie in das Sanctuarium und übergaben sie, ihre Hände in das leinene Tuch, das den Altar bedeckte, wickelnd, feierlich dem Dienste Gottes. Zu gleicher Zeit legten sie einen Eid ab, sie nie mit ihren Gütern auszusteuern; alsdann überließen sie sie in vollkommener Sicherheit der Hut des Superiors, damit sie, von keinen weltlichen Besitzthümern belastet, ihrem Herrn mit leichtem Schritt folgen möchten. Die Disciplin, welcher der heil. Stephan von seiner frühesten Jugend an so unterworfen war, war die allersorgfältigste. Kein Prinz konnte in dem Palast eines Königs mit größerer Sorgfalt erzogen werden, als sie diesen Kindern im Kloster gewidmet wurde, ob sie nun vornehm oder niedrig geboren waren. Die größte Mühe wurde darauf verwendet, ihnen den Anblick und selbst das Wissen vom Bösen fern zu halten; unterrichtet wurden sie im Lesen, Schreiben und in der Religionslehre; vor Allem aber in der Musik und Psalmodie. Den größten Theil ihrer Zeit verbrachten sie im Dienst der Kirche, bei dem ihnen verschiedene Bestimmungen des Ordens einen Hauptantheil zuwiesen. Stephan brachte so seine Kindheit, wie Samuel, in den Vorhöfen des Hauses des Herrn zu, mitten unter der Schönheit und Mannichfaltigkeit der Ceremonien, durch welche der friedliche Kreislauf des Klosterlebens Abwechslung erhielt. Ungefähr hundert Jahre

vor seiner Zeit hatte der heil. Dunstan in England den Geist der Benedictiner, die an vielen Orten in Verfall gerathen waren, neu erweckt und das Kloster Sherborne wurde nach seinen Constitutionen geleitet. In jedem Theil seiner sehr genauen Regeln für die Ordnung des Gottesdienstes scheint der Antheil der im Kloster erzogenen Kinder obenan zu stehen und einige dieser Bestimmungen sind von einer Freudigkeit und zu gleicher Zeit so volksthümlich, daß man sieht, wie er den englischen Charakter berücksichtigte. Alle die lärmenden Lustbarkeiten des Volkes bändigte er dadurch, daß er sie in irgend eine kirchliche verwandelte. Das Glockengeläute z. B. kommt in seiner Regel immer vor und er befiehlt an einer Stelle, daß vom Feste der unschuldigen Kindlein an bis zum Fest der Beschneidung Christi bei den Messen, Nocturnen und Vespern alle Glocken geläutet werden sollten, wie es in England Gebrauch war; „denn wir haben beschlossen, die ehrbaren und gottgefälligen Gebräuche dieses Landes, welche wir aus der Gewohnheit unserer Vorfahren kennen gelernt haben, keineswegs zu verwerfen, sondern sie möglichst zu befestigen [1])." Auch Prozessionen von Kirche zu Kirche waren bei schönem Wetter häufig und wurden oftmals von den Kindern des Klosters angeführt. So verließ am Palmsonntag die ganze Gemeinschaft die Klostermauern und ging, in Alben gekleidet und die Kinder an ihrer Spitze, in Prozession nach irgend einer benachbarten Kirche. Am Ort ihrer Bestimmung angekommen, wurden die Palmen geweiht, die jungen Chorsänger stimmten die An-

1) Reg. Conc. cap. 3.

tiphonen an und Alle verließen die Kirche, mit Palmen in den Händen. Bei der Rückkehr zur Kirche hielt die Prozession vor dem Portal, die Kinder, welche voran=gingen, sangen das Gloria Laus, worauf, sobald der Cantor das Responsorium Ingrediente Domino an=gestimmt hatte, die Thüren der Kirche geöffnet wur=den und der ganze Zug sich hineinbewegte, um die Messe zu hören. Solche Scenen müssen sich einem Geiste gleich dem des heil. Stephan tief eingeprägt haben und er hätte in dem friedlichen Kloster Sherborne leben und sterben können. Gott hatte aber mit Seinem Die=ner andere Absichten und so verließ derselbe das Klo=ster in seiner Jugend, um seine Studien zu beendigen. Aus den Worten der Regel des heil. Benedict zu schließen, scheint es, als ob die in einem Kloster aufge=nommenen Kinder so betrachtet worden seien, als hät=ten sie an den von ihren Eltern abgelegten Gelübden Theil genommen und seien bis an das Ende ihres Le=bens Gott gewidmet gewesen. Das Klosterleben wurde damals nicht für so schrecklich gehalten, wie heutzutage; auch wurde diese Welt nicht als so süß und lieblich be=trachtet, daß es für einen Act des Wahnsinns ange=sehen wurde, wenn man sie verließ, um Gott zu die=nen. Vielmehr wurden Diejenigen, welchen Gott die Gnade eines klösterlichen Berufes verliehen hatte, für glücklich gehalten und sicher waren sie auch von Gott zu der heilsamen Abgeschiedenheit des Klosters, in welche sie durch den Willen ihrer Eltern versetzt wor=den waren, berufen worden; gerade wie wir nun Va=ter oder Mutter über den Beruf oder die Lebensrich=tung ihres Kindes die Entscheidung treffen sehen. Außerdem sind die klösterlichen Gelübde in gewissem

Sinne nur die Vervollständigung der Taufgelübde und man hielt es nicht für unnatürlich, daß Diejenigen, welche das Kind, so lange es noch vollständig unbewußt war, mit der in der Taufe enthaltenen unsichtbaren Welt in heilige Verbindung setzten, demselben auch den Weg anwiesen, auf welchem es die Gelübde, zu dem sie es selbst in seiner Kindheit verpflichtet hatten, am besten erfüllen konnte. Vermuthlich war dies die Ansicht des heil. Benedict; aber vor Stephans Zeiten hatte die Gewohnheit die Regel gelockert. Der heil. Benedict scheint den Fall nicht bedacht zu haben, daß ein Mönch jemals anders, als wenn er in Geschäften des Conventes ausgesendet wurde, das Kloster verlassen könne. Jedes religiöse Haus sollte in sich vollkommen sein und wo möglich alle nothwendigen Künste des Lebens enthalten, damit seine Einwohner nur höchst selten seine Mauern zu verlassen brauchten. Am wenigsten scheint er daran gedacht zu haben, daß ein Mönch das Kloster verlassen könne, um sich Gelehrsamkeit zu erwerben. Der Zweck des klösterlichen Lebens war der, Christo in vollkommener Armuth und Gehorsam zu folgen; die Mönche bebauten den Boden mit ihren eigenen Händen und gewannen der harten Erde im Schweiße ihres Angesichtes ihre Nahrung ab; sie waren daher in vielen Fällen, was wir rohe und unwissende Leute zu nennen pflegen, ungeschickt in weltlichen Kenntnissen, wenn auch in der Wissenschaft der göttlichen Betrachtung wohl geübt. Die natürliche Gewalt der Umstände machte indessen das Kloster zum Sammelplatz der Gelehrsamkeit, und oftmals verließen die Mönche ihre Convente, um sich in den Wissenschaften zu vervollkomm-

nen[1]). Der thätige Geist Stephans sehnte sich nach mehr, als ihm das arme Kloster Sherborne bieten konnte. Er reiste zuerst nach Schottland, wohin sich zu jener Zeit alle Sachsen vor der Gewalt des Eroberers flüchteten. Dies Land wurde von Malcolm III. regiert, der 1070 Margaretha, eine Tochter von englischem Königsblute, deren Großonkel der heil. Edward der Bekenner gewesen, geheirathet hatte. Ihre sanften Tugenden milderten die rauhen Sitten des Volkes und die heilige Strenge ihres Lebens verlieh ihr ein solches Uebergewicht über dasselbe, daß sie viele schreckliche Gebräuche, welche das Christenthum noch nicht auszurotten vermocht hatte, verbannte. Wahrscheinlich zog der Frieden, den ihre Heiligkeit rings um sie her in Schottland ausbreitete, Stephan dahin; es bildete einen günstigen Contrast zu dem zerrütteten Zustande Englands, das unter den Folgen der Eroberung litt und in welchem kein sächsisches Kloster vor den Angriffen seines normännischen Herrn sicher sein konnte. Von Schottland aus wandte er seine Schritte nach Paris.

Bis zu dieser Zeit war Stephans Leben ein ruhiges, im Frieden eines Klosters oder in der Erwerbung der Gelehrsamkeit zugebrachtes gewesen. Nun aber scheint er den rauheren Theil seiner Laufbahn betreten

---

1) Man kann Beispiele hiefür in Mabillon, Tract. de Studiis monasticis, cap. 16, finden. Im Cisterzienser-Orden wurde Otto von Freisingen, nachdem er seine Profeß abgelegt hatte, nach Paris gesendet, und zwar aus Morimond, einem vom heil. Stephan und unter seiner Leitung gegründeten Kloster. Manriquez, 1127. 2. Siehe auch Aehnliches vom heil. Willfrid: *Beda*, Eccl. Hist. V. 20.

zu haben. Er hatte seinen Beruf noch nicht gefunden und suchte ihn mit jener unermüdlichen Energie, für welche sein späteres Leben so manchen Beweis lieferte. Er war der Jünger eines gekreuzigten Herrn und alle seine Brüder in der ganzen Welt befanden sich im Kampf; wie also hätte er im Frieden rasten können? Er verließ Paris und unternahm eine Pilgerfahrt nach Rom, was zu damaliger Zeit eine Reise voll großer Gefahren und Schwierigkeiten war, da die Straßen nicht durch alle die Erfindungen des modernen Reisens geebnet waren. Noch waren die Wälder nicht gelichtet, die Berge nicht durchstochen gewesen; und die Städte und Dörfer lagen weit auseinander, so daß es oft von der Gastfreundschaft der Mönche und religiösen Häuser abhing, ob die armen Pilgrime nach einer langen Tagereise zu Fuß oder zu Pferd Speise und ein Nachtlager finden sollten. Anhaltender Regen war eine äußerst ernstliche Widerwärtigkeit, denn er verwandelte den Weg in eine tiefe Schmutzmasse[1]), schwellte die Ströme an und riß die Brücken ab. Eine andere große Gefahr bildeten die Räuberbanden, welche die Waldungen unsicher machten, und die häufigen Fehden, welche die Länder verwüsteten. Die Burg eines das Gesetz mißachtenden gesetzlosen Barons oder ein Zusammentreffen mit einer der zahlreichen Söldnerbanden, die in Kriegszeiten das Land nach allen Seiten hin durchzogen, waren äußerst gefährliche Hindernisse für den schutzlosen Reisenden, und es vermochte ihn kein religiöser Charakter zu schützen, denn wir finden, daß Klöster niedergebrannt und Kirchen ge-

---

1) *Petr. Ven.* Ep. 6. 46.

plündert wurden, mit so wenig Bedenken, als wären die Streiter heidnische Normannen statt Christen gewesen. Bei einer Gelegenheit wurden alle Bischöfe und Aebte von Frankreich auf ihrem Heimweg vom Concil von Pisa von irgend einem kleinen Herrn angegriffen, Einige von ihren Maulthieren gerissen, Andere zu Gefangenen gemacht, und Alle, ungeachtet ihres heiligen Charakters, beraubt und ausgeplündert. Ein einsamer Pilger, wie Stephan, würde unter solchen Händen vermuthlich nicht viel Erbarmen gefunden haben; aber von den Gefahren des Weges nicht abgeschreckt, reiste er mit nur einem Geistlichen, dessen Name nicht bekannt ist, ab. Rom war der Zielpunkt, welchem sich zu jener Zeit über den weiten Landstrich und das große Meer, das sie von ihm trennte, die Herzen aller Engländer natürlicher Weise zuwandten. Stephan hatte manches erlauchte Beispiel vor sich, das ihn auf seinem Weg ermuthigte; mancher Sachsenkönig hatte seine Krone niedergelegt und war nach Rom gegangen, um dort das Mönchsgewand anzuziehen. Indem der ehrwürdige Beda solche Ereignisse erzählt, sagt er: viele der Engländer, hoch- und niedriggeborne Geistliche und Laien, Männer und Frauen hätten hierin miteinander gewetteifert [1]), und ihre enthusiastischen Gesinnungen werden in jenem Spruch ausgedrückt, der so sonderbar in Beda's Collectaneo [2]) vorkommt: „Wenn das Coloseum fällt, wird Rom fallen; wenn Rom fällt, wird die Welt fallen." England hatte nie vergessen, daß Rom, was es auch für die übrige Welt

---

1) *Beda*, Eccl Hist. V. 7.
2) *Beda*, ed. Col. tom. III. 483.

sein mochte, seine Mutterkirche war; von den frühesten Zeiten an gab es in Rom eine englische Schule und ein sächsischer König, die Tradition nannte Ina, hatte eine der heil. Jungfrau geweihte Kirche erbaut, welche den Engländern gehörte und wo die zu Rom verstorbenen sächsischen Pilger bestattet wurden. Daher war Stephan, als er einmal Rom erreicht hatte, so heimisch dort, als wäre er in der Westminster-Abtei gewesen; wo er gehen mochte, stieß er auf Rückerinnerungen an seine vaterländischen Könige; hier konnte er den Platz sehen, wo Alfred als siebenjähriger Knabe von Leo IV. zum König gesalbt wurde, und in der „Sachsenstraße," wo die englischen Pilgrime wohnten, stand die St. Marienkirche, in welcher sich das Grab Burrheds, des letzten der Fürsten von Mercia, befand. Stephan vergaß auf seiner Wanderung nach Rom niemals, daß er Mönch war; war es doch nicht müßige Neugierde, was ihn so weit über das Meer und über die Alpen führte. Er wollte das Leben Dessen, der vom Himmel herabkam, um ein armer Mensch zu werden, und Der nicht hatte, wohin Er Sein Haupt legen konnte, bis auf den Buchstaben nachahmen; so freute er sich der Kälte, des Hungers und der Blöße, damit er als Fremdling und Pilgrim auf Erden Schritt für Schritt dem jungfräulichen Lamme folge. Wenn heutzutage ein Engländer sein Vaterland verläßt, findet er, statt der Heimath allerwärts, Altäre, an denen er nur als Fremdling knien kann, und das Reisen wird für uns deßhalb eine Quelle der Zerstreuung. Stephan jedoch fand überall, wo er ging, Brüder, von der Pfarrkirche und der Wegkapelle an bis zur Kathedrale der Metropole.

Dennoch ist die Unruhe der Bewegung von Ort zu Ort, wie der fortwährende Wechsel der Scenen geeignet, selbst unter den besten Umständen den Geist aus jenem Zustande gewohnter Andacht, in dem er immer weilen sollte, herauszureißen. Gute Gewohnheiten sind sehr schwer zu gewinnen, aber sehr leicht zu verlieren; und Nichts dient so dazu, als eine Lebensweise, in welcher jede Wendung des Weges etwas Neues bietet. Um sich vor dieser Gefahr zu schützen, setzten sich unsere Pilger eine Regel, wie sie nur die glühendste Andacht eingeben konnte. Während der ganzen Dauer ihrer langen Reise, ob sie nun in einer geräuschvollen Stadt oder in den Wildnissen eines Waldes waren oder die Alpen hinankletterten, sagten sie täglich miteinander den ganzen Psalter her. Zu gleicher Zeit heißt es ausdrücklich, daß sie die Werke der Barmherzigkeit, zu denen ihnen Gott Gelegenheit gab, nicht vergaßen. So setzten sie ihren Weg fort, indem sie das Lob Gottes sangen, mit freudigem Herzen über die Dornen und Sträucher, die ihren Pfad versperrten, wanderten und ihren Mitpilgern, wie allen Leidenden, an denen es in jenen Zeiten der Gewaltthätigkeit keinen Mangel gab, wo sie gingen, Gutes erzeigten. Die Straße, welche sie zogen, war keine unbesuchte, und sie hätten Vieles finden können, was ihre Aufmerksamkeit zerstreuen mochte, wenn sie ihre Seele von ihrer heiligen Beschäftigung hätten ablenken lassen wollen. Sie begegneten nicht nur dem armen Pilger, der, gleich ihnen, seine Heimath aus Frömmigkeit verlassen hatte; sondern mancher Bischof und Abt, der seine Sache in Rom schleunig entschieden haben wollte, überholte sie oftmals mit einem herrschaftlichen Ge-

folge, oder sie trafen auf einen in hohen Hoffnungen schwebenden jungen Geistlichen, der als Abenteuerer am römischen Hof sein Glück suchen wollte[1]). Indessen verfolgte auch mancher gleichgesinnte Gefährte denselben Weg; wenigstens war ihr Wechselgesang der Psalmen nichts so Außergewöhnliches, daß er Aufsehen erregt hätte; der Mönch war verpflichtet, allstündlich vom Pferde zu steigen, seine Handschuhe und seine Kapuze abzulegen und, auf die Kniee fallend, das Kreuzeszeichen zu machen; wenn er alsdann das Pater noster, Deus in adjutorium und Gloria Patri gebetet hatte, stieg er wieder zu Pferd und vollendete das Officium weiterreitend[2]). Besonders pflegten die englischen Mönche, wenn sie reisten, die nächtlichen Horen während des Tages zu beten, so daß noch andere Stimmen, als die unserer Pilgrime, zu der Zeit, da sie nach Rom reisten, unter dem freien Himmel singend gehört wurden. Dann gab es wieder Pilger anderer Art, die, ungleich Stephan und seinem Gefährten, die Reise unternommen hatten, um irgend ein furchtbares Verbrechen zu sühnen; Manche gingen sogar mit engen und einschneidenden Eisenketten um den Leib[3]), in der Hoffnung, vom Nachfolger des heil. Petrus die Lossprechung zu erhalten.

Es gab also manchen guten und schlimmen Gegenstand, welcher unterwegs die Aufmerksamkeit unserer Pilger fesseln und ihre Theilnahme ansprechen konnte.

---

1) S. *Hildebertus*, Ep. 3. 24., als Muster eines Empfehlungsbriefes an den päpstlichen Hof.

2) Statuta Lanfranci, cap. 15.

3) *Ducange*, s. v. Peregrinatio.

Die Straße nach Rom war eine Andeutung Dessen, was die heilige Stadt selbst war; sie war der Mittelpunkt der katholischen Kirche und hatte, wie die Kirche, sowohl eine himmlische, als eine irdische Seite. Im einen Sinne war sie das Königreich Christi, indem sie Seine Interessen vertrat und Seine Mysterien verwaltete; im andern Sinne war sie ein irdisches Königreich, mit irdischen Interessen und Intriguen, in dessen Thoren sich die Reichen, Mächtigen und Intelligenten drängten und die Ehren und Reichthümer zu erlangen trachteten, welche dasselbe zu vertheilen hatte; und dann war sie mitten unter diesem bunten Schauspiel wieder das Königreich Christi, das zum Staunen der zuschauenden Engel aus der Selbstsucht und dem Geize der Menschen Gutes wirkte und hervorbrachte. Von diesem zweifachen Gesichtspunkte aus wurde zu Stephans Zeit Rom betrachtet; so spricht William von Malmesbury [1]), ein gleichzeitiger Schriftsteller, auf der einen Seite in bitteren Ausdrücken von den Römern, als „den trägsten Menschen, welche die Gerechtigkeit für Gold verschachern und die Regel der Canones um jedweden Preis verkaufen;“ und auf dem nächsten Blatte zählt er mit Enthusiasmus Roms himmlische Schätze, die Leiber der zahllosen Heiligen, welche in seinem Schooße ruhten, auf. Wenn es je eine unruhige, aufrührerische Bevölkerung gab, so war es die von Rom; seine Adeligen wilde und blutgierige Tyrannen, seine Cardinäle allzuhäufig mit dem Purpur geschmückte Fürsten; und doch war es damals auch das erste Schatzhaus der Segnungen Christi auf Erden,

1) Gest. Reg. Angl. IV.

das Centrum der katholischen Gemeinschaft, der Sammelplatz für alles Gute; und wenn auch zuweilen unter der Menge von Rechtsstreitigkeiten, womit es überschwemmt wurde, die Ungerechtigkeit triumphirte, so besaß es doch eine gewaltige Energie im Guten, welche zuletzt das Schlimme überwand. In jedem Falle aber gab es dort für den armen Pilgrim immer Gelegenheit, am Grabe der Apostel zu knien, von wo aus er freudig seinen Rückweg antrat. Dies war Stephans Zweck und Ziel, als er nach Rom wollte. Er glaubte, seine Gebete würden eher Erhörung finden, wenn er in der Nähe jenes Leibes knien würde, dessen bloßer Schatten einst die Kranken geheilt und der unserem heiligsten Herrn oftmals so nahe gewesen; oder an dem Grabe, das den kostbaren Leib barg, welcher Gürteln und Schweißtüchern heilende Kraft verlieh, welcher die Merkmale unseres Herrn Jesu Christi trug und durch seine Leiden ergänzt hatte, was an den Leiden unseres Herrn um seiner Kirche willen noch fehlte. Wie Stephans Gebete erhört wurden, werden wir bald erfahren.

Zweites Kapitel.

Stephan in Molesme.

Als Stephan mit seinem frommen Gefährten von seiner Pilgerfahrt heimkehrte, geschah es vermuthlich auf seinem Rückwege nach Sherborne, daß Gott seine Schritte zu dem Ort leitete, welcher der Schauplatz seiner Wirksamkeit werden sollte. Auf seiner Wanderung durch einen dichten Wald in der Diöcese Langres in Burgund [1]) kam er zu einem auf dem rechten Ufer

1) Noch zu Martene's Zeit war der Weg nach Molesme so schwierig, daß er und seine Gefährten sich im Walde ver-

des Flüßchens Leignes an einem Abhange gelegenen armen Kloster. Es konnte kaum ein Kloster genannt werden, denn es war nur eine Anzahl von Hütten, welche die Mönche selbst aus Baumzweigen, die sie mit eigenen Händen geschnitten, gebaut hatten und welche ein kleines hölzernes Oratorium umgaben. Um diesen Hüttencomplex herum, der eher einem Feldlager, als einem festen Wohnorte glich, war im Walde ein offener Raum, den die Mönche gelichtet hatten und der ihnen von einem benachbarten Baron gegeben worden war. Die Brüder besaßen keine andern Subsistenzmittel, als was dieses, von ihren eigenen Händen bebaute Grundstück hervorbrachte, und sie waren wie die ärmsten Leibeigenen, die ihren eigenen Lebensunterhalt im Schweiße ihres Angesichtes erwerben müssen, darauf angewiesen; und doch befanden sich unter dieser armen Brüderschaft Männer von edler Geburt und hoher geistiger Begabung. Das Kloster war erst seit kurzer Zeit gestiftet worden und hatte noch mit all' den Schwierigkeiten zu kämpfen, welche eine junge Gemeinschaft bedrängen. Seine Geschichte war eine merkwürdige, insofern sie zeigte, wie die wilde Heftigkeit jener Zeit durch ein Element des Guten niedergehalten wurde, das doch energischer war, als das Schlimme, welches es zu bekämpfen hatte.

Es ritten eines Tages zwei Brüder von edler Geburt durch einen sehr einsamen Theil des nicht weit von Molesme gelegenen Waldes, welcher der Wald von Colan hieß. Beide waren bewaffnet, denn sie wa-

---

irrten und erst tief in der Nacht das Klosterthor erreichten. *Voy. Litt.* t. I. 185.

ren im Begriff, an einem Turniere Theil zu nehmen — eine Art von Festlichkeit, die mit all' ihrem Gepränge, ihren flatternden Wappenschildern und ihrem glänzenden Waffenschmucke bald darauf in strengen Ausdrücken von der Kirche verdammt wurde[1]). Beide waren Weltmänner, deren einziges Ziel die Ehre war und welche, um sie zu erlangen, weder Gott noch die Menschen fürchteten. Während sie ihre Reise verfolgten, gab der Teufel, unterstützt von der Einsamkeit und Dunkelheit des Ortes, einem Jeden von ihnen schreckliche Gedanken ein — Jeder wurde versucht, den Andern zu tödten, um dessen Erbe zu erlangen, und es kostete sie einen großen Kampf, die Versuchung zu überwältigen. Als sie kurz darauf vom Turniere zurückkehrten, mußten sie dieselbe Stelle wieder passiren. Die gottlosen Gedanken, welche früher an demselben Orte im Geiste eines Jeden aufgestiegen waren, regten sich auf's Neue und Jeder zitterte heimlich über die furchtbare Gewalt, welche der Satan über seine Seele besaß. Ohne sich gegenseitig ihre Angst mitzutheilen, eilten Beide zur Hütte eines heiligen Priesters, der in den Tiefen des Waldes ein Eremitenleben führte, und bekannten ihm, Jeder allein, ihre Sünde. Hierauf theilten sie einander die schrecklichen Gedanken mit, welche ihren Geist erfaßt hatten, und indem sie erkannten, daß sie nicht Gott und dem Mammon zugleich dienen könnten, sondern entweder gleich Teufeln in Gottlosigkeit oder gleich Heiligen in Heiligkeit leben müßten, kamen sie dahin überein, die Welt mit all' ihren Ehren zu verlassen und im Walde unter der Leitung des hei-

---

1) *St. Bern.* Ep. 376. *Conc. Lat.* II. Can. 14.

ligen Eremiten zu leben. Bald hörte die Welt von der Bekehrung dieser edlen Jünglinge, welche Alles, was jene werth hält, verlassen hatten, um eine freiwillige Armuth auf sich zu nehmen und ein Leben der strengsten und schwersten Disciplin zu führen, und einige Andere fühlten sich bewogen, ihrem Beispiele zu folgen. Anfangs lebten sie mehr wie Eremiten, als wie Cönobiten; als aber später ihre Zahl auf Sieben stieg, beschlossen sie, die Regel des heil. Benedict anzunehmen und sahen sich nach Einem um, der sie darin unterrichten konnte. Ihre Augen fielen auf Robert, den damaligen Abt von St. Michel de Tonnere, einem Kloster in der Nähe der Stadt Tonnere, an den Grenzen der Champagne und Burgunds. Robert konnte jedoch zu jener Zeit seine Stelle nicht verlassen und die Eremiten von Colan sahen sich in ihren Hoffnungen, ihn zu erhalten, getäuscht. Nicht lange darauf indessen wurde er durch das unverbesserliche Leben der Mönche gezwungen, St. Michel zu verlassen und nach Celle bei Troyes, seinem ursprünglichen Kloster, zurückzukehren, von wo aus er bald zum Prior von Aigulphus gewählt wurde. An diesem Orte suchten ihn die Eremiten wieder auf und wandten sich diesmal nach Rom, daß er auf einen Befehl vom Papste ihre Leitung übernehmen solle. Dem damals regierenden Papste Alexander II. gefiel ihr beharrlicher Eifer, er gewährte ihre Bitte und Robert verließ St. Aigulphus, um dieser jungen Communität vorzustehen. Unter seiner Leitung erhielten sie für die Brüderschaft raschen Zuwachs und als endlich ihre Zahl auf dreizehn gestiegen war, hielt es der heil. Robert für zweckmäßig, ihren Wohnsitz aus dem Walde von Colan nach Molesme zu verlegen.

Das neue Kloster wurde zu Ehren der heiligen Jungfrau am 20. Dezember 1075 an einem Sonntage gegründet.

Hier nun fand Stephan die Brüderschaft und fühlte sogleich, daß er das Ziel seiner Wanderungen erreicht hatte. Für gewöhnliche Augen hatte der Ort freilich nichts Verführerisches. Man kann es leicht begreifen, wenn Jemand von Dem, was man die Romantik des klösterlichen Lebens nennen kann, entzückt wird: eine prachtvolle Architektur, ein schönes Ceremoniell und vor Allem der religiöse Frieden und die Befreiung von weltlichen Sorgen, das sind berechtigte Entschädigungen für Alles, was die Mönche um Christi Willen aufgaben. Zu Molesme aber fehlten selbst diese Reizmittel. Die Mönche arbeiteten, gleich dem heil. Paulus, mit ihren eigenen Händen, um ihr tägliches Brod zu gewinnen, und so arm waren sie, daß selbst dieses oftmals fehlte und sie zu Zeiten gezwungen waren, gänzlich von Vegetabilien zu leben. Sie verließen sich augenscheinlich auf Gottes Vorsehung betreffs ihres täglichen Brodes, und indem sie zuerst das Reich Gottes suchten, glaubten sie fest, daß ihre dürftige Nahrung und Kleidung ihnen schon beigegeben würde. Ihre Armuth war es, was Stephan anzog; diese wenigen, in der Wildniß des Waldes Gott dienenden Männer waren die Verwirklichung der neuen Ordnung der Dinge, welche durch das Kreuz eingeführt war und durch welche die Schwäche zur Stärke gemacht und das Leiden geheiligt wurde, Freude zu bringen. Sie waren das Salz der Erde, indem sie sie durch ihre übernatürlichen Tugenden vor dem Verderben bewahrten und den Zorn Gottes von der sündhaften Welt abwendeten.

Hier fand er die Regel des heil. Benedict bis auf den Buchstaben ohne irgend eine der Erschlaffungen, wie sie sich im Verlaufe der Zeiten eingeschlichen hatten, und aus jeder der künftigen Handlungen Stephans ersehen wir, daß dies der Lebenszustand war, nach welchem er für seine eigene Person trachtete und zu dem er Andere zu führen wünschte. Vermuthlich war dies der Gegenstand seiner Gebete am Grabe des heil. Petrus gewesen, und nun waren sie erhört, denn er hatte so ganz unerwartet einen Ort getroffen, wo er jener Vollkommenheit, deren Vorstellung er bereits in seinem Innern gebildet hatte, nachstreben konnte [1]).

Indem er so sein erstes Kloster verließ und in ein anderes eintrat, verletzte er keineswegs seine Regel, denn der heil. Benedict erlaubt einem Abte ausdrücklich, einen Mönch aus irgend einem fernen Kloster, das ihm unbekannt war, aufzunehmen; dagegen, wie es interpretirt wird, Klöster, die so nahe liegen, daß Verkehr stattfinden kann, schließt er aus.

Es gab aber eine andere Schwierigkeit, die zu überwinden Stephan einen schmerzlichen Kampf kostete. Der Teufel sammelt oftmals alle seine Kräfte, um mit großen Heiligen, wenn sie am Vorabend einer Handlung stehen, die den Wendepunkt ihres Lebens bilden soll, einen Kampf zu beginnen. Er fühlte bei der Trennung von dem Geistlichen, welcher der treue Gefährte seiner Pilgerfahrt gewesen war, den bittersten Schmerz. Sein zärtliches Herz, das von seiner frühen

---

1) *Manriquez*, Ann. Cist. Introd. c. 2. glaubt, er habe zu Rom das Gelübde abgelegt, eine vollkommnere Lebensweise anzunehmen.

Weihe zum Dienste Gottes zu Sherborne an kaum die Liebe zu Vater und Mutter, zu Brüdern und Schwestern kennen gelernt haben konnte, scheint sich so fest an seinen Freund gehangen zu haben, daß er sich nun nur mit großer Mühe von ihm losreißen konnte. Dennoch siegte er in dem Kampf und blieb in Molesme, während sein Freund weiter zog. Für diesen einen Freund, den er aufgab, fand er alsbald zwei andere in Robert und Alberich, dem Abt und Prior von Molesme. Diese Beiden waren seine Gefährten in den heftigeren Kämpfen seines späteren Lebens; Beide sind mit ihm zur Verehrung der Gläubigen durch die Kirche unter die Heiligen erhoben worden und ihr vereintes Werk war es, das zu vollenden er in späteren Zeiten nach ihnen noch auf der Erde gelassen wurde. Damals jedoch, als sich ihnen Stephan in Molesme anschloß, waren sie nur einfache, der Welt unbekannte Mönche. Robert, der geistliche Vater Alberichs und Stephans, war einer der edelsten Familien der Champagne entstammt; er war von sehr früher Jugend an Mönch gewesen und hatte sich durch seine Anhänglichkeit an die strenge Regel des heil. Benedict ausgezeichnet; er hatte, wie wir oben erzählt haben, die Leitung der Abtei St. Michel aufgegeben und sich wegen der unverbesserlichen Laxheit der Mönche an einen einsamen Ort zurückgezogen. Alberich war einer der ursprünglichen sieben Eremiten von Colan und wird in der frühesten Geschichte von Citeaux als „ein Mann von Gelehrsamkeit, wohl bewandert sowohl in göttlichen als in menschlichen Dingen, ein Liebhaber der Regel und der Brüder" beschrieben[1]).

1) Exord. Parv. Cist. cap. 9.

Diese beiden Männer gingen in all' den Prüfungen, in welche sie sich später verwickelt fanden, mit Stephan Hand in Hand. Zu Zeiten litt das Kloster unter wirklichem Mangel; in Folge der Abgelegenheit des Ortes und der wenigen Besuche wurden sie von der Welt ganz vergessen und die Almosen der Gläubigen wurden anderen Kanälen zugewendet. Sie blieben aber doch voll frohen Glaubens, während sie ihren Lebensunterhalt dem harten Boden abgewannen, und waren überzeugt, daß Gott sie nicht verlassen werde. Und wirklich war ihr Glaube nicht unrecht angebracht. Als sie eines Tages eben im Begriffe waren, sich nach schwerer Tagesarbeit zu einem dürftigen Mahle niederzulassen, kam der Bischof von Troyes mit einem bedeutenden Gefolge im Kloster an. Die armen Mönche schämten sich, daß sie den Bedürfnissen ihres erlauchten Gastes so elend nachkommen konnten, theilten aber ihr sauer erworbenes Mahl freudig mit ihm. Der Bischof verließ das Kloster voll Staunen über die glühende Frömmigkeit seiner Bewohner. Lange Zeit erfolgte nichts auf diesen Besuch und die Mönche hatten ihn wahrscheinlich längst vergessen. Mittlerweile versiegten die Hülfsquellen der Communität immer mehr, bis zuletzt kaum mehr so viele Vorräthe vorhanden waren, um noch einige Tage damit auszureichen. Die Brüder wandten sich an St. Robert und theilten ihm den Stand der Verhältnisse mit. Er bat sie, ruhig auf Gott zu vertrauen, der seine Diener, die sich in die Einsamkeit zurückgezogen hätten, um Ihm zu dienen, darin nicht umkommen lassen werde. Er befahl Einigen von ihnen, nach Troyes zu gehen, das ihnen näher lag, als ihre eigene bischöfliche Stadt Langres, und

gebot ihnen, Nahrungsmittel zu kaufen, obgleich er wohl wußte, daß er ihnen kein Geld zu geben vermochte. Die genaue Uebereinstimmung ihres Lebens mit dem Buchstaben der heiligen Schrift ließ sie in einer Weise, von der wir heutzutage keinen Begriff haben, dieselbe in den kleinsten Punkten als Rath und Trost betrachten, und so traten vor die Seele des heil. Robert die Worte Jesaias: „Ihr, die ihr kein Geld habt, eilet, kommet und kaufet!“ Durch den Glauben ihres Abtes ermuthigt, traten die Mönche ihre, dem Anschein nach hoffnungslose Reise an. Die guten Brüder waren so lange von der Welt entfernt gewesen, daß sie der Eigenthümlichkeit ihrer Erscheinung vergaßen. Sie waren daher erstaunt, als bei ihrem Eintritt in die Stadt ihre nackten Füße, die groben Gewänder und die von Arbeit und Wachen so abgezehrten Antlitze, daß es schien, als strahle der feuerige Geist durch das Fleisch hindurch, die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Die Kunde von ihnen verbreitete sich eilig und erreichte endlich den Palast des Bischofs. Er befahl, sie vor ihn zu bringen und sofort erkannte er in ihnen seine Wirthe von Molesme. Er empfing sie voll Freuden, nahm ihnen die zerlumpten Kleider ab und sandte sie mit seinem Segen und mit einem, mit Kleidern und Brod für ihre armen Brüder beladenen Wagen zurück. Man kann sich die Freude der Gemeinschaft denken, als sie ihre Boten zurückkehren sah, nicht mit leeren Händen, wie sie weggegangen waren, sondern mit dem Segen beladen, den ihnen Gott wie mit eigener Hand gegeben hatte, um ihren Glauben zu belohnen. Dies scheint beinahe der letzte ihrer Kämpfe mit der Armuth gewesen zu sein, denn „von jenem Tage an,“ sagt der

Mönch, welcher die Lebensgeschichte des heil. Robert geschrieben hat [1]), „fehlte es ihnen niemals an Jemanden, der sie mit Allem, was zu ihrer Nahrung und Kleidung nöthig war, versah. Und als sie mit der größten Standhaftigkeit im Dienste Gottes ausharrten, wurden ihnen viele Standhafte beigesellt, Flüchtlinge aus der Welt, die, ihre irdischen Bürden abschüttelnd, ihren Nacken unter das Joch des Herrn beugten."

Drittes Kapitel.

Molesme's Verfall.

Die Brüderschaft von Molesme schien nun auf dem besten Wege zu sein, das Haupt einer neuen und blühenden Congregation des Benedictiner-Ordens zu werden. Sie hätte sogar mit Clugny weiteifern können, denn viele Aebte baten den heil. Robert, durch einige seiner Mönche in ihren eigenen Klöstern die Reform von Molesme einführen zu lassen. Es würde geworden sein, was später Citeaux wurde, hätte nicht die Thorheit der Mönche die Absichten Gottes vereitelt. Die verschiedenen Phasen, durch welche die Veränderung in dem Convent bewirkt wurde, sind in den dürftigen Annalen jener Zeit nicht aufgezeichnet. Anfänglich erscheinen die Brüder in der Geschichtserzählung als Heilige an Vollkommenheit und etwas später werden sie als entartet und gesunken dargestellt; die Veränderung fand jedoch bei wachsender Anzahl der Glieder und steigendem Reichthum statt, so daß durchaus nicht zu schließen ist, die ursprünglichen Mönche seien

1) *Bolland.*, April 29.

entartet; es war vielmehr die zweite Generation, welche die Strenge der ersten aufhob. Ferner muß man bedenken, daß betreffs der Corruption der Mönche, und zwar mit Recht, starke Ausdrücke gebraucht sein mögen, ohne daß deßhalb grobe Laster unter ihnen herrschten. Ein Convent kann durch eine laxe und formelle Pflichterfüllung verfallen oder kann durch innere Spaltungen zerstört werden, ohne daß er in lasterhafte Ausschweifungen fällt. Der gewöhnlichste Anfang der Corruption war eine Verletzung der Regel der Armuth, und dies scheint auch in Molesme der Fall gewesen zu sein. Der Reichthum, den die Mönche aus der Freigebigkeit der Gläubigen angesammelt, hatte die Nothwendigkeit der Handarbeit aufgehoben, und sie weigerten sich, ihrem Abte Gehorsam zu leisten, der dieselbe als einen durch die Regel auferlegten Theil der Disciplin erhalten wollte. Ferner bestanden sie darauf, von Pfarrzehnten Besitz zu ergreifen; auch nahmen sie reichere und wärmere Gewänder an, als die Regel erlaubte. Sie gründeten ihre Argumente auf den allgemeinen Brauch der Klöster um sie herum, obgleich derselbe der Regel, welche sie zu befolgen behaupteten, zuwider war. Aus dem allgemeinen Zustand des Mönchsthums zu jener Zeit zeigte es sich deutlich, daß diese Dispensationen, wenn auch durch vorhergehende Beispiele sanctionirt und an sich nicht unvereinbar mit strenger Lebensweise, doch in den meisten Fällen schließlich zur Laxheit führten. Aus diesen Gründen widersetzte sich der heil. Robert diesen Neuerungen, und seine Opposition führte zu weiterem Widerstand von Seiten der Mönche. Sie hatten mit der Verachtung der Armuth Christi begonnen und en-

deten mit dem Ungehorsam gegen ihren Abt. Armuth und Gehorsam aber sind die eigentliche Seele des Mönchsthums, und ein Kloster, das einmal diese beiden Theile des Gelübdes überschritten hat, ist in einem schon beinahe hoffnungslosen Zustand. Der heil. Robert sah, daß seine Gegenwart seine widerspenstigen Kinder nur reizte, und er beschloß, sie zu verlassen, wie es ihm der heil. Benedict und andere Heilige durch ihr Beispiel empfohlen hatten. So zog er sich an einen Ort zurück, der Aurum hieß und gewissen Eremiten zum Aufenthalt diente [1]).

Für Stephan war dies eine schwere Prüfung; er war nach Molesme gekommen, weil er dort Christo besser dienen konnte, als irgend anderwärts, und er hatte eine Zeit lang die Freude gehabt, den Fußstapfen seines göttlichen Meisters folgen zu können. Allmählig aber hatte er seine Brüder immer schlechter und schlechter werden sehen, bis er zuletzt durch ihre schlimme Aufführung seines geistlichen Führers beraubt wurde. Freilich gab er sich selbst der Laxheit nicht hin, die er rings umher sah; aber dies konnte den Frieden der Brüderschaft nicht wiederherstellen, wenn es auch sein eigenes Gewissen beruhigen konnte. Der eigentliche Zweck des cönobitischen Lebens ist der, daß Alle derselben Regel gehorchen und dieselben Dinge thun sollen, so daß der Eifer des Einen den des Andern entzündet. Das Band der Liebe war nun zerrissen und der Con-

---

1) *Mabillon*, Ann. Ben. 69. 73., identificirt ihn mit einer Hauz genannten Stelle, wo drei Eremiten gelebt haben sollen und welche zu dieser Zeit eine zum Kloster Molesme gehörige Meierei war.

vent in Wirklichkeit zerstört. Um seine Prüfung zu erschweren, fühlte er einen großen Theil der Aufsicht über diese widerspenstige Gemeinschaft auf seinen Schultern liegen, indem Alberich, der als Prior natürlicher Weise die Regierung der Abtei in Abwesenheit des Abtes übernahm, ihn mit einem Theil seiner Autorität bekleidete. Er begann daher seine hoffnungslose Aufgabe; wie weit er aber darin kam, können wir aus der Behandlung, welche die Mönche seinem Collegen widerfahren ließen, leicht errathen. Sie bemächtigten sich Alberichs, der sich noch immer bemühte, Roberts Principien auszuführen, schlugen ihn grausam und warfen ihn in einen Kerker. Nach seiner Freilassung beschloß Alberich, das Kloster zu verlassen; Stephan folgte ihm mit einem oder zwei andern Mönchen. Auf diese Weise wurde er, all' der Führer beraubt, zu welchen ihm die Vorsehung den Weg gezeigt hatte, in die Welt hinausgeschleudert; so gewiß ist es, daß wir in dieser Welt nicht einmal an das Gute, das Gott uns zu wirken erlaubt, unser Herz hängen dürfen. Wir sollen das Gute lieben, nicht weil es unser ist, sondern weil es zu Gottes Verherrlichung dient; wenn Er will, daß es zu Nichte werde, dürfen wir nicht murren, sondern müssen unser Herz auf Ihn richten, bereit, Seinen Willen zu thun.

Stephan war nun, so zu sagen, sein eigener Herr; indem die rechtmäßigen Oberen seines Conventes denselben verließen, hatten sie ihn selbst von seinem Gelübde des Gehorsams entbunden. Er erwählte sich aber kein leichtes Loos; wieder suchte er die Einsamkeit auf und zog sich mit Alberich und den andern Mönchen an einen abgelegenen, Vivicus, nun Vivier, genannten

Ort bei Landreville, ungefähr vier Meilen von Molesme entfernt, zurück [1]). Gott ließ aber Seinen Diener nicht in dieser Einöde. Nachdem derselbe eine Zeit lang dort gewesen war und durch Gebet und Fasten für das Werk, das auszuführen er berufen war, Kraft gesammelt hatte, gefiel es Gott, ihn von seinem stillen Zufluchtsort wieder nach seinem alten Kloster zurückzurufen. Die Mönche hatten bald entdeckt, daß die Blüthe der Gemeinschaft hinweg war und daß sie sich ohne Robert nicht regieren konnten. Vermuthlich waren sie nicht durchaus schlecht, wollten auch nicht die durch die Regel auferlegte strenge Abstinenz aufgeben; was sie ärgerte, war die Armuth; das rauhe Gewand und die harte Handarbeit gefiel ihnen nicht und sie wollten ihren Nachbarn ähnlich sein. Deßhalb fingen sie an, sich nach Roberts Rückkehr zu sehnen, wußten aber nicht, wie sie ihn aus seinem friedlichen Aufenthalt wieder für sich gewinnen könnten, nachdem sie ihn zuerst einmal durch ihre schlechte Aufführung und alsdann durch die in seiner Abwesenheit ihrem Prior zugefügten Mißhandlungen vertrieben hatten. Sie beschlossen endlich, sich an den heiligen Stuhl zu wenden, und es gelang ihnen, von dort für Robert den Befehl zu erwirken, die Leitung des Klosters wieder zu übernehmen. Der heilige Stuhl war der große Appellationshof der ganzen Christenheit; gute und schlechte Mönche, bärtige Eremiten und gefürstete Aebte, alle brachten ihre Anliegen nach Rom, und wenn der arme Bruder in keiner andern Weise zu reisen vermochte, so schleppte er sich, das Felleisen auf dem Rücken, beherzt

---

1) *Mabillon*, Ann. Ben. 66. 100.

über die Alpen, um vom päpstlichen Hofe Gerechtigkeit zu erlangen. Die Jurisdiction der Bischöfe über die Aebte war, wie man aus der willkürlichen Weise, in welcher die Superioren ihre Klöster verließen, offenbar, ohne sich mit ihrem Bischofe darüber berathen zu haben, schließen kann, nicht bestimmt festgestellt. Es konnte daher keine andere Macht, als eine solche, die ihren Sitz in ziemlicher Entfernung vom Schauplatz des Vorganges hatte, und keiner selbstsüchtigen Handlungsweise bezüchtigt werden konnte, einschreiten, wenn die gewöhnliche Autorität nicht genügte. Robert konnte sich nicht weigern, einem von Rom ausgegangenen Mandat Gehorsam zu leisten und so stellte er sich wieder an die Spitze der rebellischen Mönche. Stephan und Alberich folgten mit den andern Mönchen, die sich nach Vivier zurückgezogen hatten, dem Beispiele ihres Abtes und bald war die ganze Brüderschaft wieder im Kloster zu Molesme vereinigt. Die Mönche, welche sich zuvor empört hatten, waren nun entweder klüger geworden oder hatten sich durch Furcht zur Unterwerfung bringen lassen und waren nun willig, ihrem Abte zu gehorchen; andererseits hatte Robert gelernt, nun, da sie geneigt waren, sich zu unterwerfen, sanfter mit ihnen zu verfahren. Der Befehl des Papstes hatte es ihm unmöglich gemacht, sie ein zweites Mal ohne Erlaubniß von Rom selbst oder von einem Legaten zu verlassen, so daß es geradezu seine Pflicht war, ihre aufrührerischen Geister, so gut er konnte, zu zügeln und sie durch Concessionen in kleineren Einzelnheiten dafür zu gewinnen, wesentlichere Theile der Regel festzuhalten. Das Kloster begann wieder aufzublühen, sogar neue Convente wurden un-

ter die Jurisdiction des Abtes gestellt und nach seiner Wahl durch Mönche gefüllt, welche die neue Gemeinschaft nach der von ihm eingeführten Reform umbilden sollten.

Obgleich nun die Harmonie des Conventes wiederhergestellt und der äußere Anstand gewahrt war, so war er doch weit davon entfernt, ein Ort zu sein, wo Solche, die nach Vollkommenheit verlangten, im Frieden leben konnten. Der Reiz der heiligen Armuth war verschwunden und viele der Brüder zu Molesme bedauerten heimlich die stattgehabten Veränderungen. Der Convent hatte aufgehört, das für sie zu sein, was er ihnen zuvor gewesen; die Almosen der Gläubigen hatten ihn bereichert, und sie nun sehnten sich wieder nach den alten hölzernen Hütten und dem ärmlichen Oratorium und nach der Armuth, welche sie gezwungen hatte, in der Hitze und in der Kälte zu arbeiten, wie es das Loos der Armen ist. An der Spitze dieser Partei stand Stephan. Jeden Morgen wurde im Kapitel die Regel des heil. Benedict gelesen und Stephan trauerte im Stillen darüber, daß sich der Convent so vieler Abweichungen von diesen heiligen Vorschriften schuldig machte. Für die Welt im Allgemeinen sind viele der Gebote Christi Räthe der Vollkommenheit; für Mönche aber, welche geschworen haben, die Welt zu verlassen, sind sie Vorschriften der Pflicht. Um dies durch ein Zeichen anzudeuten, wurde der Mönch in manchen Klöstern im Ordensgewand, die Regel des heil. Benedict in der Hand, begraben, was soviel sagen wollte, als: durch diese Regel solle er am letzten Tage stehen oder fallen.

Lange Zeit jedoch sprachen Stephan und seine Ge-

fährten keine förmliche Klage aus, sondern trugen ihren Kummer schweigend. Es ließ sich viel dagegen einwenden, zur Besserung der Verhältnisse um sie her irgend einen Schritt zu thun. Nicht durch ihre Schuld übertraten sie ihre Regel; außerdem war der Frieden im Kloster erst so kürzlich wieder hergestellt worden und es mußte verabscheuungswürdig scheinen, das Gewissen ihrer Brüder, das seit Kurzem erst beruhigt worden war, auf's Neue zu beunruhigen. Ferner mochte wohl Jeder von ihnen denken, die Gefühle, welche ihn aufregten, seien bloß die Wirkung seiner eigenen Unruhe, in welchem Falle es verdienstlicher sein mußte, schweigend zu gehorchen, als den Leib durch Fasten abzutödten und in rauhen Gewändern einherzugehen.

Allmählig aber stellte es sich heraus, indem die Brüder ihre Ansichten gegeneinander austauschten, daß das Elende ihrer Lage nicht bloß von einem Einzelnen bitter empfunden wurde. Stephan soll der Erste gewesen sein, welcher diese Klage vor Alberich brachte [1]); sein Abscheu vor den Dispensationen und Indulgenzen, welche die andern Mönche beanspruchten, könnte bloß als das unruhige Gefühl eines Menschen erscheinen, der gewohnt war, in den wilden Einöden der Natur zu leben, er erhält aber aus dem Zustande des Mönchsthums zu jener Zeit seine Quelle. Der heil. Benedict hatte in seiner Regel dem Superior die Macht einge-

---

1) Cum verbum innovandae religionis in eadem domo motum fuisset, ipse Stephanus primus inter primos ferventissimo studio laboravit ac modis omnibus institit ut locus et ordo Cisterciensis institueretur. — Exord. Mag.

räumt, dieselbe je nach den Umständen des Conventes zu verändern oder zu mäßigen. Der natürliche Lauf der Dinge hatte die Aebte aus dieser Maßregel Vortheil ziehen lassen; und durch ihre Veränderungen war der Mönchsstand mit der Zeit ein ganz anderer geworden. Daraus folgt durchaus nicht, daß man einen derselben deßwegen tadeln dürfte. Ein Abt war zuerst der Superior weniger armer Brüder, die mitten unter den Felsen einer Wildniß oder in einem verborgenen Thale für ihren eigenen Lebensunterhalt arbeiteten und sich von gewöhnlichen Landleuten nur dadurch unterschieden, daß sie bei Tag und Nacht Psalmen sangen, jeden Tag fasteten und jede Stunde beteten. Ganz anders aber verhielt es sich, wenn derselbe Abt über zwei- oder dreihundert Mönche zu herrschen hatte und wenn er durch die Freigebigkeit der Gläubigen, die ihm ausgedehnte Ländereien und schöne Höfe schenkten, zum Schatzmeister der Armen gemacht worden war. Dann wurde der Abt ein zeitlicher Herr mit Vasallen, die unter seinem Befehle standen; ferner mußte er in kirchlichen wie bürgerlichen Concilien seinen Sitz einnehmen, wie auch in den Anliegen der Abtei nach Rom gehen und Reisen machen, um seine Besitzungen in Augenschein zu nehmen. Ferner war „Mylord Abbot," wenn er einem feierlichen Gottesdienste mit Musik und Gesang unter dem Baldachin seines geschnitzten Chorstuhles vorstand oder vom Altare aus das Volk, mit einer juwelengeschmückten Mitra auf dem Haupte und einem Ring an dem Finger, segnete, ein ganz Anderer, als der arme Herr über einige Morgen Landes in einer Wüstenei, der gleich einem Hirten mit einem hölzernen Stabe seine wenigen Mönche regierte. Ferner erlitten

die Klöster durch ihre Verwendung zu wissenschaftlichen Zwecken eine bedeutende Veränderung. Die Regel des heil. Benedict geht von dem Gesichtspunkte aus, daß viele Mönche selbst nicht lesen konnten und den Psalter und das heilige Meßopfer auswendig wußten[1]); auf natürlichem Wege aber wurden die Klöster die Hauptsitze der Gelehrsamkeit und enthielten häufig zwei Schulen, eine im Kloster für die Novizen, eine zweite außerhalb desselben für weltliche Zöglinge; dann besaßen sie eine Bibliothek und waren auf das Abschreiben von Manuscripten eingerichtet, so daß im Verlauf der Zeit die Handarbeit füglich den wissenschaftlichen Arbeiten Platz machen konnte. Keine dieser Veränderungen enthielt eine Verletzung der Regel; oftmals trug der Abt unter seinen prächtigen Gewändern ein härenes Hemd und schlief auf einem harten Strohsack, der neben seinem herrlichen Staatsbett in seinem Zimmer lag. Er war oft inmitten des großen Reichthums der Abtei wirklich arm, weil alle Revenüen, die der Convent sparen konnte, den Armen gegeben wurden. So scheint Clugny zur Zeit des heil. Hugo ein wundervolles und großartiges Seminar gewesen zu sein, aus welchem die großen Männer jenes Zeitalters, die Beherrscher der Kirchen und durch die Heiligkeit ihres Lebens selbst die der Welt, hervorgingen. Doch war es mit seiner prachtvollen Kirche und seinen großen Einkünften nicht mehr, was es zuvor gewesen, das arme und einfache religiöse Haus. Es würde so abgeschmackt sein, wollte man es um dessentwillen geringer achten, als wenn man den einen Edelstein tadelte, daß er nicht ein

---

1) Reg. St. Ben. Cap. 8. 57. 58.

anderer ist; aber es war eine Thatsache, daß es sich verändert hatte; es gab dort Dispensationen von der Handarbeit und Pitancien im Refectorium, einen Marstall voll Pferde für den Abt und für den Prior, ja für jeden Decan sogar, damit er, wenn er wollte, sein Kirchspiel zu Pferde besuchen konnte. So unschuldig dies Alles war, wenn ein Abt, wie der heil. Hugo, an der Spitze stand, so war es doch ein gefährlicher Zustand. Neben dem Gesetz muß es eine dispensirende Gewalt geben; ihre Grenzen sind unbestimmt, denn sie verläßt die breite Linie der Thatsache und der Antecedentien und schließt moralische Fragen in sich, in denen es immer schwer ist, den genauen Punkt zu bestimmen, wo das Gute anfängt, sich mit dem Bösen zu vermischen. So ruinirte schon der nächste Abt nach dem heil. Hugo Clugny für einige Zeit, und zu Stephans Lebzeiten befanden sich viele Klöster in einem jämmerlichen Zustand und zwar in Folge der von den Aebten unter dem Namen der Dispensationen eingeführten Laxheit. Stephan lebte während des langen Kampfes zwischen den Päpsten und der weltlichen Gewalt, und wir werden in den später folgenden Handlungen seines Lebens sehen, daß in dem Zustande der Verwirrung und Unordnung, wie er während jenes furchtbaren Kampfes herrschte, Pracht und Luxus sogar in die Klöster sich einzuschleichen wußten. Der unter dem Namen der Dispensationen eingeführten Neuerungen waren so viele, daß zuletzt kaum mehr eine Spur des klösterlichen Charakters übrig blieb. Ferner brachte die Simonie im Verkehr mit Fürsten Stolz und Ueppigkeit mit sich. Es darf uns daher nicht wundern, wenn Stephan schon den Namen Dispensation haßte.

Auch müssen wir bedenken, daß Stephan ein Bewohner der Wildniß und des Waldes gewesen, und sein Verlangen nach der höchsten christlichen Vollkommenheit so groß war, daß er nicht einmal mit Clugny zufrieden gewesen sein würde. Obgleich ein Mann der Wissenschaft, wünschte er doch um Christi Willen thöricht zu werden; er wollte vollständigen Mangel leiden und sich wegen seines täglichen Brodes und seiner groben Kleidung ganz auf Gottes Vorsehung verlassen. Es wird uns von keiner Handlung oder Aeußerung seinerseits gegen den prachtliebenden Orden von Clugny berichtet; aber sein Beruf führte ihn einen anderen Weg. Gott hatte in seinem Herzen eine himmlische Liebe entzündet, so daß Feuer in seinen Gebeinen glühte, das ihm keine Ruhe lassen wollte, bis er das Werk, zu dessen Ausführung er auf die Erde gesendet worden, ausgeführt hatte. Gottes Heilige sind Seine Kunstwerke und dieselbe allmächtige Güte, welche die Lilien geschaffen und auch der Rose ihre eigene Schönheit verliehen, welche Blumen, Steine und Thiere, alle mit verschiedenen Vorzügen, hervorgerufen hat, hat auch in der Schöpfung Ihrer Gnade die Seelen Ihrer Heiligen mannichfaltig geformt. Stephans Loos war es, einer Derjenigen zu sein, welche durch ihren gänzlichen Mangel an menschlichen Hülfsmitteln die neue Ordnung der Dinge, die unsere heilige Jungfrau im Magnificat feierte, in das rechte Licht setzen. Seiner Schwäche wegen sollte er stark gemacht werden; mit seiner vollkommenen Armuth, mit seinem rauhen und groben Gewande, mit seiner durch Arbeit und Abtödtung niedergebeugten Gestalt sollte er der Kirche eine neue Menschenklasse zuführen, welche Pracht und

Ueppigkeit, Intelligenz und Macht überwand. Sein hölzerner Stab war mächtiger, als der Scepter der Könige, und seine abgemagerte Gestalt bildete das Centrum, um welches sich alle heiligen Prälaten der Kirche, die gegen die Ueppigkeit und Simonie in derselben kämpften, schaarten und zum Kampfe rüsteten; das große Uebergewicht, das Gott Seinem Heiligen in dessen späterem Leben verlieh, ist die glänzendste Rechtfertigung seines Verhaltens während dieser seiner ersten Jahre, da er ein armer, verachteter, von seinen Brüdern als Schwärmer und Fanatiker behandelter Mönch war.

Viertes Kapitel.

Weggang von Molesme.

Die dürftigen Chroniken jener Zeit geben in Betreff der Geschichte Molesme's in dieser Periode nur wenige Einzelnheiten. Alles, was man weiß, ist, daß der Kampf um die Dispensationen noch eine Zeit lang in Molesme fortdauerte und daß die Mehrzahl der Brüder nicht aufhörte, Stephans Gewissensregungen zu verhöhnen. Seine ernsten Worte hatten indessen doch auf Viele aus der Brüderschaft einen großen Eindruck gemacht, so daß die Zahl Jener, welche nach einer vollkommneren Lebensweise verlangten, einen keineswegs geringfügigen Theil des Conventes zu bilden begann. Als nun Stephan sah, daß Gott die Herzen so vieler seiner Brüder gerührt hatte, entwarf er einen Plan, aus dem später der Orden von Citeaux entsprang. Er faßte die Idee, ein neues Kloster zu bilden, das ganz nach dem Buchstaben der Regel des heil. Benedict geleitet werden sollte. Der Gedanke war

in vielen Beziehungen ein sehr kühner; erstlich machte er es nothwendig, Molesme zu verlassen und sich wieder in die Wüste oder in den Wald zurückzuziehen; dies hieß in der That die Sache von Neuem anfangen und sich nackt und hülflos, all' den Mühseligkeiten und Beschwerden, welche einen jungen Orden bedrängen, rücksichtslos aussetzen. Dies waren indessen Schwierigkeiten, welche er schon einmal überwunden hatte, und die als leichte Anfechtungen zu betrachten ihn sein Glaube lehrte. Es gab aber einen andern Gesichtspunkt, von dem aus seinem neuen Unternehmen Gefahr zu drohen schien. Wir sind viel zu geneigt, das Mittelalter als eine Zeit zu betrachten, auf welche gewöhnliche Regeln der Klugheit nicht anzuwenden seien. Freilich können wir nun, da es hinter uns liegt, im Rückblick darauf über die übermenschlichen Thaten, welche damals der Glaube vollbrachte, staunen; wir vergessen aber, daß wir sie jetzt in dem Glorienschein zu schauen pflegen, den der glückliche Erfolg über sie ausgebreitet hat. Mancher, den wir nun als Heiligen verehren, wurde zu seiner Zeit für einen Fanatiker gehalten. Gerade wie wir heute, mußte Stephan damals die Chancen auf Erfolg erwägen; er mußte wohl überlegt haben, ob sein Plan der Wahrscheinlichkeit nach anschlagen werde. Der Unterschied zwischen ihm und einem Sohne unserer Zeit ist einfach der, daß er den Glauben hatte, mit dem er sich, der Aussichten auf Nichterfolg zum Trotz, auf ein großes Princip werfen konnte. Es lag die Befürchtung nahe, daß ihn selbst die Guten verdammen würden; war er doch im Begriff, eine Anzahl Mönche in die Wüste zu führen und zwar aus Molesme, einem regulären und in vielen Be-

ziehungen blühenden Kloster; wollte er doch, zur buchstäblichen Erfüllung der Regel des heil. Benedict zurückkehrend, aus dem zwölften in das sechste Jahrhundert zurückgehen, was kaum ein kleinerer Sprung war, als heutzutage eine Rückkehr vom neunzehnten in das zwölfte Jahrhundert sein würde; ferner wollte er sich über das große Vorbild, das in Clugny vorlag und das damals, wie oben angegeben wurde, auf der höchsten Spitze seines Glanzes stand, hinwegsetzen. Andererseits war die Stimme seines Gewissens in ihm laut und gebot ihm, den vollkommensten Weg anzutreten, während der traurige Zustand so vieler Klöster, welche durch den Gebrauch der Dispensationen in Unordnung und Auflösung gerathen waren, eine äußere, kaum minder vernehmliche Stimme war, die ihn ermahnte, das Felsenriff zu vermeiden, an dem sie zerschellt waren. Seine erste Sorge ging dahin, sich des Willens seiner Oberen zu vergewissern; deßhalb wandte er sich mit seinen Gefährten an Robert und trug ihm ihre Bedenklichkeiten vor. Ihre Pflichttreue, die sich so in der Unterwerfung unter den Willen ihres Abtes äußerte, wurde belohnt, indem derselbe freundlich auf ihre Pläne einging. Mit freudigem Herzen und in der Ueberzeugung, daß Gott auf dem Wege, den sie anzutreten vorhatten, mit ihnen sei, berathschlagten sie nun mit ihrem Abt die beste Art und Weise, wie sie ihre Absichten ausführen könnten.

Sie waren gezwungen, behutsam zu Werke zu gehen; denn wenn auch die Mönche von Molesme selbst nicht geneigt waren, die Regel des heil. Benedict in ihrer ganzen Strenge zu befolgen, so waren sie sich doch des Glanzes, den Robert, Alberich und Stephan

über das Kloster verbreitete, zu wohl bewußt, um sich leicht in deren Weggang zu fügen. Sie wandten sich daher nicht einmal an ihren eigenen Bischof von Langres, sondern gingen direct zu Hugo, dem Erzbischof von Lyon und Legaten des heiligen Stuhles in Frankreich. Schon im Jahre 1098 reiste Abt Robert von Molesme nach Lyon, begleitet von Stephan und fünf andern Mönchen: Alberich, Odo, Johann, Lätaldus und Petrus. Der Prälat, an den sie sich wandten, war einer der hervorragendsten Anhänger des heil. Gregor VII., der sogar Aussichten hatte, nach dem Tode des Letzteren den päpstlichen Stuhl zu besteigen. Er war ein genauer Freund des heil. Anselmus und dieser erlauchte Verbannte hatte eben zu jener Zeit, da unser Abt mit seinen Gefährten nach Lyon kam, dort Zuflucht gesucht und gefunden. Hugo war daher der Mann, ihre Anliegen richtig zu würdigen. Er ging auf ihren Plan ein und sandte ihnen nach ihrer Rückkehr nach Molesme einen Brief, worin er sie autorisirte, Molesme zu verlassen. Da dies Document den Grund, um dessentwillen sie ihr Kloster zu verlassen wünschten, bestimmt ausdrückt, möge es hier seinem ganzen Inhalte nach mitgetheilt werden.

„Hugo, Bischof von Lyon und Legat des apostolischen Stuhles, an Robert, Abt von Molesme, und an die Brüder unter ihm, welche Gott nach der Regel des heil. Benedict zu dienen wünschen. Allen Denen, welche sich des glücklichen Fortganges unserer heiligen Mutter, der Kirche, freuen, sei es kund und zu wissen gethan, daß Ihr nebst gewissen Männern, Eueren Söhnen, Brüdern des Klosters von Molesme, vor uns zu Lyon erschienen seid und erklärt habt, Ihr wollet

der Regel des heil. Benedict, die Ihr bisher in besag=tem Kloster in lauer und nachlässiger Weise gehalten habt, hinfort strenger und vollkommener befolgen. Da es nun klar ist, daß Ihr dies vieler hindernder Um=stände wegen an vorbesagtem Orte nicht ausführen könnt, so haben wir, das Heil beider Parteien, das heißt, sowohl Jener, welche gehen, als Derer, welche zurückbleiben, erwägend, es für das Beste gehalten, Ihr solltet Euch an einen andern Ort, den Euch die Güte Gottes anweisen wird, zurückziehen und dort dem Herrn dienen zum größeren Heile und zur größeren Beruhigung Euerer Seelen. Euch, die Ihr damals zu=gegen waret, dem Abte Robert und den Brüdern Al=berich, Odo, Johann, Stephan, Lätaldus und Petrus, Euch und Allen, die Ihr nach der Regel und nach ge=meinsamer Berathung bei Euch aufzunehmen beschlos=sen habt, gaben wir daher sowohl damals den Rath, diese heilige Absicht festzuhalten, als wir Euch nun be=fehlen, standhaft darin zu verharren, und bestätigen dies durch apostolische Autorität und Beisetzung unseres Siegels für immer."

Nach Empfang dieses Briefes gab Robert in die Hände der zurückbleibenden Brüder die Gelübde des Gehorsams, welche sie ihm abgelegt hatten, feierlich zurück, indem er ihnen zu gleicher Zeit die Freiheit ließ, sich einen Nachfolger für ihn zu wählen. Einund=zwanzig, durch Stephans eindrucksvolle Worte gewon=nene Brüder beschlossen, von der Erlaubniß des Erz=bischofs Gebrauch zu machen und Jenem in die Ein=samkeit zu folgen; den Anderen fehlte der Muth zu die=sem kühnen Schritt. Ein Kloster ist eine kleine Welt für sich und hat gerade wie die Welt seine verschieden=

artigen Charaktere und Temperamente; die große Mehrzahl der Brüder in einem Kloster gleich Molesme bestand vermuthlich aus Männern, welche der Leitung Anderer folgten und sich damit begnügten, einen gewissen Grad von Heiligkeit zu erreichen, ohne sich darüber zu erheben oder unter ihn hinabzusinken. Man darf nicht annehmen, daß im Klosterleben Alles ruhig und eben ist; es hat seine besonderen Versuchungen — Versuchungen z. B., gerade nur früh genug für die Frühmette aufzustehen, sich so vieler Bequemlichkeit hinzugeben, als das Kloster erlaubt, zur Zeit der Recreation unnütze Worte zu schwätzen, sich mit einem niedrigen Grad von Andacht zu begnügen — Versuchungen, über welche Jene, die in der Welt leben und der drohenden Gefahr irgend einer Todsünde ausgesetzt sind, lächeln mögen, die aber dennoch ihre Bedeutung haben, weil sie auf habituelle Trägheit schließen lassen. Diejenigen also, welche sich mit diesem niedrigen religiösen Zustande begnügten und doch nicht fähig waren, offene Acte des Ungehorsams zu begehen und die klösterliche Zucht zu verletzen, vermochten wohl, den höheren Charakter Roberts und Stephans zu würdigen, wenn sie denselben auch nicht nachfolgen konnten. Sie mochten deßhalb schmerzlich überrascht sein, wenn sie erfuhren, daß sie Brüder, an deren Seite sie so oft bei den Vigilien gekniet waren, und deren Inbrunst beim Lobgesange Gottes sie als die Flamme zu betrachten pflegten, an der sie ihre eigene Kälte zu entzünden vermochten, nun verlieren sollten. Dagegen waren die Ungehorsamen und Widerspänstigen, denen der Eifer der Heiligen ein Vorwurf über ihren eigenen verderbten Seelenzustand sein mußte, froh, sich nun selbst

überlassen zu sein ohne den lästigen Zwang, den ihnen die Gegenwart der strengen Partei auferlegte. Deßhalb sahen die Mönche von Molesme ihre Brüder mit sehr verschiedenen Empfindungen ihre Wanderung antreten.

Was die kleine Schaar selbst betrifft, welche so ihr Kloster mit der Wildniß vertauschte, so konnte es nichts Traurigeres geben, als die sich ihnen bietende Aussicht. Sie waren in jeder Beziehung Abenteuerer, und es ging wohl nie ein Abenteuerer in hülfloserem Zustande über Land und Meer, als diese einundzwanzig Brüder. Robert nahm die zur Feier der heiligen Mysterien nöthigen kirchlichen Gewänder und Gefäße und ein großes Rituale für die Ordnung des Gottesdienstes mit. Außer dem aber hatten sie nichts. Es sind uns über ihren Zug zwei Berichte hinterlassen; der eine, daß sie die Klostermauern verlassen hätten, ohne zu wissen, wohin sie gehen wollten, daß sie die wildesten und rauhesten Pfade aufgesucht und endlich bei Citeaux angelangt wären, wo eine Stimme vom Himmel ihnen Halt geboten hätte. Der andere Bericht sagt, Citeaux sei schon, bevor sie Molesme verlassen, als der einsamste und wildeste Ort, den sie finden könnten, ihr Ziel gewesen. Das Bild, das jede dieser Darstellungen von ihrer Wanderung gibt, ist immer traurig genug; denn eine Reise, die mit der Aussicht, an einem Orte, wie Citeaux nach der Beschreibung damals gewesen sein muß, anzugelangen, ist nicht minder abschreckend, als eine, deren Endziel gänzlich unbekannt ist. So hülflos sie indessen dem Auge der Welt erscheinen mochten, so war die Begeisterung, die sie trieb, einen solchen Weg zu gehen, doch stark genug, um sie unter

allen Bedrängnissen aufrecht zu halten. In jedem Falle war für Stephan und seine Gesinnungsgenossen selbst diese Hülflosigkeit angenehmer, als die jammervolle Ungewißheit, welche seit Molesme's Entartung über ihnen geschwebt hatte. Sein Gewissen war durch die Unmöglichkeit, die von ihm beschworene Regel zu halten, beunruhigt worden, und es kann kein schwereres Leiden geben, als der Zweifel, ob wir die Stelle einnehmen, für die uns Gott bestimmt hat. Stephan war nun überzeugt, daß er die rechte gefunden habe; Gott hatte seine Bemühungen, eine vollkommnere Lebensweise zu führen, dadurch gesegnet, daß Er das Herz seines Abtes und des päpstlichen Legaten gerührt hatte; nun lag sein Pfad deutlich vor ihm. Er war in das enge Thor eingetreten und brauchte nun nur auf dem Wege fortzuwandeln, auf den Gott seine Füße geleitet hatte. Im Leben der Heiligen gibt es Momente, in denen sie fühlen, daß ihre Krone gewonnen ist; dies muß Stephans Empfindung gewesen sein, als er die Mauern Molesme's verließ. Sein Erlöser hatte mit eigener Hand das Kreuz auf seine Schulter gelegt und er hatte es nun mit Hülfe dieses selben Erlösers nur mit standhaftem Herzen bis an sein Grab zu tragen.

Fünftes Kapitel.

Ankunft in Citeaux.

Oftmals werden Reisende durch die malerische Lage alter Abteien überrascht. Die Thatsache ist, daß jene Partien, welche nun die schönsten sind, in früheren Zeiten die wildesten und einsamsten waren. Winkelchen, welche selbst jetzt noch so abgelegen sind, daß die

unaufhaltsame Hand der Civilisation sie in ihrer primitiven Schönheit gelassen hat, müssen in Zeiten, da so vieles von der Erde noch uncultivirt war, ferne von menschlichen Wohnstätten, reine Wildnisse gewesen sein. Außerdem mögen Felsen und Berge dem Auge sehr malerisch erscheinen und dennoch als Wohnsitze äußerst unbequem sein; mancher Strom, dessen Ufer nun wegen einer schönen Ruine besucht werden, floß zu der Zeit, da das Kloster erbaut wurde, durch pfadlose Wildnisse und unbewohnte Wälder. So war es mit Citeaux. Zu der Zeit, da Stephan und seine Gefährten zuerst sich dort niederließen, war es ein ganz anderer Ort, als später, da die prächtige Abtei, welche die Grabstätten aller Herzoge von Burgund enthielt, erbaut worden. Citeaux war der Name eines in der Diöcese Chalons und in der Provinz Burgund inmitten eines wilden Gehölzes gelegenen Ortes. Nur wilde Thiere wohnten dort, die in dem dichten Gestrüpp, womit der Boden überwuchert war und in das kein Mensch jemals einzudringen wagte, sichere Zuflucht fanden. Ein kleiner Strom durchschnitt es, der, ungefähr eine Meile von Dijon, einer Quelle entsprang, welche Sans-fonds hieß, weil sie so tief war, daß man niemals ihren Grund erreicht hatte. Dieser Strom hatte auch die damit zusammenhängende merkwürdige Eigenthümlichkeit, daß er zu Regenzeiten träg und seicht war, wenn aber die Hitze alle anderen Flüsse ausgetrocknet hatte, als stolzer Strom lustig dahin floß, gleichsam der Macht der Sonne trotzend. Später sammelte der Fleiß der Mönche seine Wasser in drei schöne, mit Fischen angefüllte Teiche; zu der Zeit aber, von der wir schreiben, strömte er immer über seine Ufer,

so daß der Ort seinen Namen von einem alten, die von dem sumpfigen Boden in reichlicher Fülle hervorgebrachten Binsen und Plaggen ausdrückenden Worte abgeleitet haben soll. Am Saume des Gehölzes lagen mehrere Hütten zerstreut, in denen die Bauern, welche das Gut des Vicomte von Beaune, dem der Boden gehörte, wohnten; auch war eine ärmliche und kleine Kirche zum Gebrauche dieser Landleute dort. Der Herr von Beaune erlaubte den Brüdern, von diesem wenig versprechenden Orte Besitz zu nehmen, und sie begannen sofort damit, die Gesträuche und Binsen wegzuschaffen und die Bäume zu fällen, um einen offenen Platz für ihre Wohnung zu gewinnen. Alsdann stellten sie die gefällten Baumstämme roh zusammen und bauten das Kloster, so gut es ging. Die Armseligkeit ihrer Wohnung aber gewann ihnen einen Freund, auf den sie am wenigsten gerechnet hatten. Odo, der damalige Herzog von Burgund, war ursprünglich einer der Gefährlichsten unter den bewaffneten Edelleuten, die das Land verheerten, gewesen. Wenige Monate jedoch vor ihrer Ankunft in Citeaux war das Herz des fürstlichen Räubers, der gerade, als der heil. Anselmus durch seine Besitzung kam, in voller Rüstung ausgezogen war, um Das, was er für die reiche Schatzkammer Canterbury's hielt, anzugreifen, durch den majestätischen Blick und die imposante Haltung des Heiligen erschüttert worden. Das Auge des Erzbischofs scheint ihn bekehrt zu haben, denn von jenem Momente an wurde er ein anderer Mensch. Als er von dem Erzbischof von Lyon erfuhr, es sei eine Anzahl heiliger Männer angekommen, um auf seinem Territorium ein Kloster zu bauen, erkundigte er sich genauer nach ihnen.

Ihre Wohnstätte war aber so elend, daß er fürchtete, sie möchten in Folge des Mangels, den sie an diesem öden und traurigen Orte leiden mußten, sterben, weßwegen er Arbeitsleute zu ihnen sandte, daß sie ihnen im Bau ihres Klosters Hülfe leisten sollten. Endlich war Alles zu ihrer Aufnahme bereit und sie wählten zur feierlichen Inauguration der neuen Abtei den 21. März 1098. In jenem Jahre fiel auf diesen Tag ein doppeltes Fest; es war nicht nur Palmsonntag, sondern auch das Fest des heil. Benedict. Sie wählten nach canonischer Weise Robert als ihren Abt und er empfing den Hirtenstab aus den Händen Walters, des Bischofs von Chalons, der somit das Kloster der Regel nach zu einer Abtei erhob unter dem Namen Novum Monasterium oder Neu-Münster, und zwar zu Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria, welcher von diesem ersten hölzernen Gebäude an alle Kirchen des Ordens späterhin geweiht wurden. Alsdann gelobten die Brüder der Reihe nach unter folgender, im Exordium Parvum erhaltenen Formel, ihm Gehorsam zu leisten: „Ich bestätige vor Gott und Seinen Heiligen in Deine Hände, daß ich jene Profeß, welche ich in Deiner Gegenwart im Kloster Molesme ablegte, an diesem, Neu-Münster genannten Orte, im Gehorsam gegen Dich und Deine Nachfolger, welche der Regel gemäß Deine Stelle einnehmen werden, mit Beständigkeit halten will."

Vorher hatten Odo von Burgund und Reinaldus von Beaune ihnen das Allod oder Eigengut, auf welchem das Kloster erbaut war, geschenkt; auch die Leibeigenen, welche den Boden bebauten, wie die Kirche, in welcher dieselben ihre Andacht verrichteten, wurden

ihnen übergeben. Es ist für diese ersten Cistercienser charakteristisch, daß sie sich weigerten, diese Kirche vom Vicomte von Beaune als Pertinenz zum Eigengut anzunehmen; auch wollten sie Nichts damit zu thun haben, wenn sie nicht durch das Aufgeben seiner Rechte in einem besondern Acte gänzlich in ihre Hände gegeben worden wäre; denn „der Abt und die übrigen Brüder hielten es keineswegs für recht, die Kirche aus seinen Händen anzunehmen, weil er ein Laie war[1])." Dies fand gerade statt, als der Kampf um die Investitur am hitzigsten war, und so wählten sich die Cistercienser schon bei Beginn ihres Ordens ihre Partei, wenn sie dieselbe einstweilen auch nur dürftig vertreten konnten.

Einige Tage vor jenem Palmsonntag hatte der heil. Anselmus, den die Brüder in Lyon verlassen hatten, seine Reise nach Rom angetreten, hatte gerade an jenem Sonntage, da Citeaux feierlich gegründet wurde, in einer kleinen Stadt an der Straße nach Italien sein Gefolge verlassen und war mit zwei Mönchen in ein unbekanntes Kloster gegangen, um das Fest des heil. Benedict zu feiern. Die schlichten Brüder wußten nicht, wer er war, und baten ihn, auf seiner Reise vorsichtig zu sein, weil, wie es hieß, der Herr Erzbischof von Canterbury durch die Gefahren des Weges auf seiner Reise nach Rom aufgehalten worden sei. Anselmus und die Mönche von Citeaux verfochten in demselben Moment in verschiedenen Theilen der Welt die gleiche Sache und kein Theil wußte vom Thun des andern; aber wahre Mönche besitzen überall eine Art Instinct Dessen, was das Gute und Rechte ist;

---

1) Gall. Christ. IV. Instr. 232.

ihr Blick für Das, was Gottes Sache ist, wird durch keine irdischen Interessen getrübt, und man darf glauben, daß ein Mönch immer an seinem Platze ist — für die Kirche gegen die Welt.

Die höheren Stellen des so in der Stille errichteten Klosters waren nun besetzt; Alberich kehrte in die alte Würde, die er in Molesme eingenommen, als Prior zurück; Stephan wurde Subprior. Alles blieb ein Jahr lang in diesem friedlichen Zustande unter Roberts Leitung; aber er war nicht bestimmt, die volle Frucht seiner Thätigkeit zu sehen. Die Mönche von Molesme erfuhren wieder, daß sie ohne ihn nichts zu Stande brachten. Es bedurfte einer starken Hand, um jene widerspänstigen Geister, die sich schon einmal empört hatten, zu leiten, und nur eine Autorität, welche sie respectirten, konnte sie in Ordnung halten. Daß sich Männer, wie Robert, Alberich und Stephan, aus dem Kloster entfernt hatten, hatte dasselbe in schlechten Ruf gebracht und dies konnte nur dadurch wieder gut gemacht werden, daß es seinen alten Abt wieder gewann. Die Autorität des Erzbischofs von Lyon, der Roberts Weggang nach Citeaux begünstigt hatte, machte dies zu einer sehr schwierigen Sache. Die einzige Autorität, an die sie sich wenden konnten, war Rom, und dahin gingen sie, von der Länge des Weges nicht abgeschreckt. Im Jahre 1099 wurde in der dritten Woche nach Ostern zu Rom ein Concil gehalten; Urban II. hatte es, um die Investitur zu verdammen und Mittel zur Fortsetzung des Kreuzzuges zur Berathung zu bringen, zusammenberufen. Dorthin begaben sich die Mönche und stellten dem Papste den verwaisten Zustand der ihres ersten Abtes und Hirten

beraubten Kirche von Molesme vor. Urban scheint Mißtrauen in sie gesetzt zu haben; er schildert in seinem Briefe an Hugo, den Erzbischof von Lyon, die große, lärmende Heftigkeit, womit sie in dem Concil auftraten, und scheint beinahe gegen seine Ueberzeugung mehr ihrem lästigen Drängen nachgegeben zu haben. Er befahl Robert nicht geradezu, nach Molesme zurückzukehren, sondern bat Hugo, sein Bestes zu thun, denselben wo möglich dahin zurückzubringen; in jedem Falle aber befahl er ihm, Sorge zu tragen, daß die Bewohner der Wildniß von Citeaux, wie er sie nannte, in Frieden gelassen und die Mönche von Molesme dazu gebracht würden, ihre Regel zu halten. Der Legat hielt in einem Pierre-encise genannten Ort bei Lyon über diesen Gegenstand eine Berathung und erklärte, das einzige Mittel, sowohl für Molesme als Neumünster, den Frieden herzustellen, bestehe darin, Robert Molesme zurückzugeben und den beiden Klöstern jeden weiteren Verkehr miteinander zu verbieten, jenen ausgenommen, den der heil. Benedict Häusern, zwischen denen keine andere Beziehung als die gemeinsame Profeß besteht, anbefiehlt. Gaufridus, der an Roberts Stelle gewählte Abt, war bereit, die Leitung der Abtei abzutreten, und nun blieb nichts Anderes übrig, als daß Robert Citeaux verließ und zu dem Posten, den er schon so oft verlassen und wieder aufgenommen hatte, zurückkehrte. Er gab wieder seinen eigenen Willen auf, um seinen Oberen zu gehorchen, und stellte dem Bischof von Chalons den Hirtenstab wieder zu, den er ein Jahr und etliche Monate zuvor aus dessen Händen erhalten hatte. Dann enthob er die Mönche von Citeaux des Gehor-

sams, den sie ihm schuldig waren, und ging in sein altes Amt nach Molesme zurück. Er war in Wahrheit ein vollkommenes Muster des Gehorsams und ließ sich völlig nach dem Willen seiner Oberen von einem Kloster in das andere schicken; ungeachtet seiner eigenen Wünsche nach einer vollkommneren Lebensweise, gab er sie auf den Befehl Gottes auf, wohl wissend, daß kein Leiden vor Gott Bedeutung und Werth hat, wenn es nicht Seinem Willen gemäß in Liebe getragen wird. Ohne Zweifel war sein Verdienst vor dem Angesichte Gottes dadurch, daß er seine Brüder in Citeaux um seiner widerspänstigen Untergebenen in Molesme willen verließ, größer, als wenn er das strengste Leben geführt hätte. Sein Gehorsam wurde belohnt, denn Molesme scheint unter seiner Leitung einen blühenden Zustand erreicht zu haben, wenn man aus der Thatsache, daß mehrere Klöster aus demselben hervorgingen, einen Schluß ziehen kann. Das Nonnenkloster Juilly, in welchem späterhin die Schwester des heil. Bernhard den Schleier nahm, verdankte seinen Ursprung dem heil. Robert. Vermuthlich hat er Stephan und Alberich noch mit seinem Rathe unterstützt, aber seine directe Beziehung zu Citeaux hörte mit seiner letzten Abreise nach Molesme auf. Er starb um das Jahr 1116 und wurde vom Papst Honorius III. heilig gesprochen.

Sechstes Kapitel.

Stephan als Prior.

Robert hatte nichts in Citeaux zurückgelassen, als die Gewänder und geweihten Gefäße, welche er mitgebracht hatte; diese sollten, nach der ausdrücklichen

Bestimmung des Legaten, dem neuen Kloster gehören. Auch das große Brevier sollte bis zum Tage des heil. Johannes des Täufers dort bleiben; bis zu dieser Zeit sollten es die Brüder abgeschrieben haben und dann nach Molesme zurücksenden. Dies und die Erinnerung an seine Tugenden waren die einzigen Spuren, welche sie von seiner Jurisdiction über Citeaux behielten; er verließ sie so frei, als ob er nie ihr Abt gewesen wäre oder ihre Gelübde in Empfang genommen hätte. Sie mußten deßhalb einen neuen Abt wählen und ihre Wahl fiel nun auf Alberich; unter ihm wurde Stephan natürlich zum Prior erhoben. Diese Beiden hatten vom ersten Anfange Molesme's an Hand in Hand miteinander gewirkt und blieben auch beisammen, selbst als Robert von ihnen schied; und als er sie endlich ganz verließ, waren die Augen des ganzen Conventes auf sie gerichtet. Stephan war in gewissem Sinne der Zögling Beider gewesen und es scheint, als wären die Tugenden eines Jeden derselben nothwendig gewesen, um die Mängel seines ursprünglichen Charakters auszugleichen. Er hatte, wie wir gesehen haben, Sherborne aus einem heißen Wissensdurste verlassen und war eine Zeit lang ohne Ziel, gewiß ohne klare Erkenntniß seines Berufes, in der Welt umhergestreift. Er hatte zuerst unter Robert Gehorsam gelernt und die Festigkeit seines Charakters war durch die Unruhen, denen er in Molesme begegnete, erprobt worden; nun mußte er durch Alberich eine zweite Lehre erhalten: die ausdauernde Klugheit. „Als Alberich," sagt das Excordium, „wenn auch sehr gegen seinen Willen, die Würde des Abtes erhalten hatte, überlegte er sich, als Mann

von wunderbarer Klugheit, welche der kommenden, das ihm anvertraute Haus erschütternden stürmischen Unruhen dasselbe gefährden könnten." Und allerdings warteten seiner dort Unruhen. Das Amt des Abtes brachte zu allen Zeiten wegen der damit verbundenen Machtvollkommenheiten große Schwierigkeiten mit sich. Dem Abte mußte der strenge Gehorsam, der einen so großen Theil der Klosterregel bildet, geleistet, ihm die tiefste Achtung erzeigt, sogar das Knie vor ihm gebeugt und tiefe Verneigungen vor ihm gemacht werden [1]). Die Stellen vom Prior abwärts wurden nach seinem Willen besetzt [2]). Zu gleicher Zeit sollte er in besonderer Weise der erste geistliche Führer aller Brüder sein und die Strenge der Regel für die Schwachen mäßigen, ohne Irregularität im Kloster einzuführen. Ihm offenbarten die Mönche alle ihre Anliegen und holten seinen Rath ein; hiefür gab es einen ganz besonderen, das Auditorium genannten Raum. Selbst hier jedoch durften sie nicht ohne seine Erlaubniß sprechen; sobald sie erschienen, gab er ihnen den Segen; aber wenn er hierauf in strengem Stillschweigen verharrte, verließ der Bruder, der um die Erlaubniß gebeten, ohne zu sprechen, das Auditorium [3]). Auch die Regulirung der Kleidung und Nahrung der Mönche war in seinen Händen, so daß das zeitliche und geistliche Wohlergehen des Klosters zum großen Theil von ihm abhing. Es bedarf keines weiteren

---

1) Usus Cist. Notandum quia quando Monachi osculantur Abbatem, coram eo genua flectent et post osculum profunde inclinent. p. I. cap. 90.

2) Reg. St. Benedict. 65.

3) Reg. Magist. cap. 9.

Beleges für die große Macht des Abtes, als die Thatsache, daß die meisten der späteren Klosterreformationen zunächst die Macht seines Amtes angriffen, indem einige dasselbe sogar auf drei Jahre beschränkten. Manchen Uebelstand mögen sie abgeschafft haben, veränderten aber zugleich den Geist des Mönchsthums; denn dort kann es keinen vollkommenen Gehorsam geben, wo Alle der Reihe nach Herr sein können. Wenigstens dachten die Cistercienser so und in ihrer Reform — denn dies war sie — hatte der Abt alle die Machtvollkommenheit, welche der heil. Benedict diesem Amte beilegt. Alberich war daher der „wunderbaren Klugheit," welche der alte Cistercienser-Historiker von ihm rühmt, in hohem Grade benöthigt. Der Abt von Citeaux war damals nicht die großartige Persönlichkeit, welche das Pontificalamt mit den bischöflichen Abzeichen der Mitra, des Ringes und der Sandalen darbrachte, Herr über fünf ritterliche Orden war, im Parlament von Burgund auf gleicher Stufe mit dem Bischof auf einem erhabenen Stuhle saß [1]); Alberich war nur das Haupt weniger Mönche in einer sumpfigen Einöde, wo sie ihre dürftige Nahrung mit Mühe dem unfruchtbaren Boden abgewannen, die den Unterdrückungen des nächsten, besten Barones, dem es einfallen mochte, sie zu belästigen, ausgesetzt waren und von den Klöstern rings umher als Schwärmer und Fanatiker behandelt wurden. Durch deren Verläumdungen konnten sie auch jeder Zeit

---

1) Innocenz VIII. gab in einer vom 9. April 1489 datirten Bulle dem Abt von Citeaux das Privileg, Pontificalämter zu halten. Siehe auch Gall. Christ. 4. 983.

um die Gunst des Herzogs von Burgund, der sie bislang beschützt hatte, gebracht werden. Denn die heilige Kühnheit, womit sie beschlossen, die Regel des heil. Benedict in ihrer ganzen Strenge zu halten, hatte nicht nur ihre Nachbarn in Molesme gereizt, sondern sogar die deutschen Klöster hatten von dem Fanatismus und Ungehorsam dieses neuen Klosters Kunde erhalten.

Es war für Stephan gut, daß er in diesen schweren Zeiten des Kampfes der Cistercienser um ihre Existenz Alberich nahe gestellt war; sein Amt als Prior fesselte ihn an den Abt und gab ihm Gelegenheit, die ruhige Weisheit, womit Alberich diesen Schwierigkeiten begegnete, zu beobachten. Der Prior sollte nach der Regel des heil. Benedict[1]) dem Abte gänzlich untergeordnet sein; und die Cistercienser hielten diesen ersten Begriff von der Stellung des Priors fest: „Der Prior soll innerlich und äußerlich in Allem und Jedem dem Willen des Abtes gemäß handeln.“ Sie gaben dem Prior sogar weniger Autorität, als es in andern Ordensregeln der Fall war, wie man durch eine Vergleichung der Decrete Lanfrancs Kap. 3. mit dem Usus Cisterciensis ersehen kann. Der Prior war somit das Auge und die Hand des Abtes; sein Amt war es, die Stelle des Abtes in allen gewöhnlichen Geschäften des Klosters einzunehmen, wenn derselbe verhindert war, und besonders die regelmäßige Ordnung der Brüder durch das von ihm zu ertheilende Zeichen zur Arbeit und zum Kapitel aufrecht zu erhalten. Auch im Refec-

---

1) Reg. St. Ben. cap. 65. Usus Cist. p. I. 111.

torium führte er den Vorsitz und gab mit einem Glöckchen das Zeichen, wenn sie sich zum Essen setzen und davon aufstehen sollten; denn der Cistercienser-Abt aß, wie es die Regel des heil. Benedict vorschrieb, immer mit den zufällig in der Abtei eintreffenden Gästen. Stephans erste Pflicht war es daher, mit Alberich gemeinschaftlich zu wirken, und er zog aus dem Amte, das ihn so mit jenem heiligen Manne in Verbindung setzte, den möglichsten Nutzen.

Alberichs erste Sorge ging dahin, die Wohlfahrt seiner Abtei zu sichern, „auf daß sie für immer in Ruhe bleiben und gegen die Unterdrückung aller, sowohl kirchlicher als weltlicher Personen geschützt sein möge.“ Aus dem Schreiben des Erzbischofs von Lyon an Papst Paschalis scheint hervorzugehen, daß „die Brüder der Kirche von Molesme und einige andere benachbarte Mönche nicht aufhörten, sie zu quälen und zu beunruhigen, im Glauben, sie selbst würden von der Welt, so lange so merkwürdige und ungewöhnliche Mönche unter ihnen wohnten, als schlecht und verächtlich betrachtet.“ Dieselben feindlich gesinnten Brüder bemühten sich, Einzelne, die Citeaux verlassen hatten, von den Cistercienern weg nach Molesme zu verlocken, und scheuten selbst Gewalt und List nicht, um die Ruhe Neu-Münsters zu stören.

Die einzige Zufluchtsstätte Alberichs war der heilige Stuhl. Gerade zu jener Zeit befanden sich zwei Cardinäle, Johann und Benedict, in Frankreich, um Mittel zu finden, Philipp, den König von Frankreich, der sein Weib Bertha verstoßen und im Ehebruch mit Bertrada, dem Eheweib Fulko's, des Grafen von Anjou, lebte, zu bestrafen. Die beiden Car-

dinäle hielten in Poitiers ein Concil und excommunicirten den König, fanden aber doch mitten unter dem Drange der Geschäfte Muße, sich den Anliegen Citeaux, zu widmen. Wie es scheint, hatte sich der Ruf der heiligmäßigen Einwohner dieses armen Klosters über ganz Frankreich verbreitet und auch die Legaten erreicht. Aus den Ausdrücken, deren sich die Cardinäle in ihrem Schreiben an den Papst bedienen, könnte man beinahe schließen, daß sie in eigener Person in Citeaux gewesen seien; in jedem Falle müssen sie einen der Brüder, dessen Erscheinung sie mit Bewunderung erfüllte, gesehen haben; aus freiem Antrieb schrieben sie an den heiligen Vater und baten ihn, das Kloster unter seinen besonderen Schutz zu nehmen. Alberich rief das Capitel zusammen und mit Zustimmung Stephans und der übrigen Brüder wurden zwei Mönche, Johann und Ilbodus, mit Briefen von den Cardinal-Legaten, von Hugo, dem Erzbischof von Lyon, und von dem Bischof von Chalons nach Rom gesendet. Paschalis war erst seit einem Jahr auf den päpstlichen Thron erhoben worden und stand damals auf der Höhe seiner Macht; sein liebenswürdiges Benehmen und seine Frömmigkeit hatten ihm Alle gewonnen, und seine einstimmige Erwählung hatte Rom einen Frieden gebracht, den es seit langer Zeit nicht mehr gekannt. Der Augenblick war daher für die Sache der Cistercienser ein sehr glücklicher. Bei Ankunft der Brüder war Paschalis von Rom abwesend, so daß sie ihm bis nach Troja in Apulien folgen mußten. Die warmen Ausdrücke der Achtung, welche das Schreiben des Papstes an Alberich enthält, beweisen, daß er die Brü-

der mit offenen Armen aufnahm. Selbst Mönch von Clugny und Schüler des heil. Hugo vermochte er wohl auf ihre Nöthen einzugehen, und wenn er sich auch späterhin als gänzlich unfähig erwies, die große Sache, für die seine Vorgänger gekämpft hatten, zu verstehen, so setzte ihn doch sein Charakter in den Stand, die Motive, welche die Brüder von Citeaux in die Wildniß getrieben hatten, zu würdigen. Er gewährte sofort die Bitte der beiden Abgesandten und gab ihnen ein Schreiben mit, durch welches er das neue Kloster unter den besonderen Schutz des heiligen Stuhles nahm. Er nennt sie seine „theuersten Söhne in Christo, nach denen er großes Verlangen trage", und schließt mit der Androhung der Excommunication gegen „jedweden Erzbischof oder Bischof, Kaiser oder König, Grafen oder Vicomte, Richter oder sonstigen Geistlichen oder Weltlichen," der, unterrichtet von dem durch den heiligen Stuhl gewährten Schutz, die Abtei beläftigen würde. Das Schreiben ist vom 18. April 1100 datirt. Der alte Cistercienser-Historiker fügt nach einem Bericht über den auf diese Weise vom heiligen Stuhle ausgehenden Schutz mit einer Art Melancholie hinzu, er sei gewährt worden und die Boten wären zurückgekehrt, „bevor Papst Paschalis vom Kaiser gefangen genommen worden sei und gefehlt habe." Dies Privilegium des so vom heiligen Stuhle erhaltenen Schutzes war für Citeaux von den bedeutendsten Folgen. Offenbar ist es keine Exemption, das heißt, es soll den Abt nicht von der bischöflichen Jurisdiction entbinden und ihn unmittelbar unter den heiligen Stuhl stellen; denn der canonische Gehorsam gegen den Stuhl von Chalons wird aus-

drücklich erwähnt. Man muß seine Bedeutung ähnlichen, von früheren Päpsten erlassenen Documenten entnehmen. Die Jurisdiction der Klöster bereitete der Kirche von jeher Schwierigkeiten; gewöhnlich wird angenommen, sie seien von Anfang an dem Bischof unterworfen gewesen; dies ist aber so wenig der Fall, daß die Mönche während der ersten hundertundfünfzig Jahre ihres Bestehens, das heißt bis zum Concil von Chalcedon, nicht mehr als andere Laien unter dem Bischof standen. Als sich das Mönchsthum zu einem Systeme entwickelte, wurden die Bischöfe natürlicher Weise die oberste Autorität, welcher die Klöster unterworfen waren. Dennoch war es nothwendig, daß der Abt eine nahezu absolute Autorität in den inneren Verhältnissen besaß, und er hat auch nach der Regel des heil. Benedict die Macht, die Mönche, welche die Regel überschritten, zu excommuniciren. Der Bischof erscheint nur als der Beistand des Abtes bei Bestrafung der Brüder, die Priester waren[1]). Ferner segnete derselbe den Abt ein, wenn er von dem Convente gewählt worden war, und von ihm wurde die Autorität des Abtes abgeleitet[2]). Im Verlaufe der Zeit griffen die Bischöfe in die Rechte der Convente ein; sie forderten für die Einsegnung des Abtes Geld, beeinträchtigten die Freiheit der Wahl und nahmen die Verwaltung der Temporalien auf sich. Die Armen Christi hatten keine andere Zuflucht, als den heiligen Stuhl[3]), und es sind mehrere Schreiben des Papstes Gregor des Großen bekannt, worin

---

1) Cap. 62. — 2) Cap. 65. — 3) Ep. lib. IX. Inst. 2. 111. lib. XIII. Inst. 6. 8. 9.

er den Bischöfen befiehlt, die Privilegien der Abteien zu achten, und dieselben unter den besonderen Schutz des Stuhles Petri nimmt. In einem bestimmten Falle entzieht er dem Bischofe einer Diöcese sogar die alleinige Jurisdiction über eine gewisse Abtei und gibt ihm einen Rath von sechs Bischöfen bei. Jener große Papst wußte, daß ein Kloster in sich vollkommen sein müsse; gerade das Princip des Gehorsams machte es nothwendig, nur einem Haupte unterthan zu sein, und die Autorität des Bischofes war nur nöthig, um dieses Haupt zu ernennen, damit der Gehorsam ein canonischer sei, wie auch seine Autorität zu unterstützen, nicht, sie zu durchkreuzen. Die Klöster waren die geistlichen Armen Christi, jederzeit bereit, den Glauben gegen die, wenn auch noch so mächtige Häresie zu vertheidigen und das Licht himmlischer Reinheit gerade dann leuchten zu lassen, wenn die Gottlosigkeit der Welt die Religion beinahe ausgelöscht hatte. Um dieses zu können, mußten sie ein Ganzes in sich, gelöst von weltlichem Einfluß und außer dem Kloster liegenden Interessen sein. In den meisten Fällen konnte ein Bischof nicht Mönch sein und daher ein Kloster nicht regieren; er durfte nur zu gewissen Zeiten in Fällen, welche die Regel nicht vorgesehen, helfend einschreiten. Spätere Päpste folgten dem heil. Gregor in der sorgfältigen Hütung der Unabhängigkeit der Klöster nach; so gewährte Johann IV.[1]) zwei Klöstern sogar eine förmliche Exemption und unterwarf sie unmittelbar dem heiligen Stuhl. Die primitive Bedeutung solcher außergewöhnlichen Privilegien war die,

---

1) *Mabillon*, Ann. Ben. I. Appendix, No. 17. 18.

gegen die Eingriffe, deren sich Bischöfe schuldig gemacht hatten, einen Schutz zu bilden und die innere Leitung der Abtei in den Händen des Abtes zu erhalten; sie sollten aber die Mönche keineswegs von dem den Bischöfen schuldigen canonischen Gehorsam frei machen. Freilich wurden sie nach der Zeit, von der wir schreiben, oftmals stark mißbraucht, und der heil. Bernhard klagt über den Ehrgeiz der Aebte, welche strebten, die Autorität ihres Bischofs zu umgehen, während er die Frömmigkeit der Klosterstifter, die ihre Häuser unter den Schutz Roms stellten, anerkennt. Dieser Art war das Schreiben des Papstes Paschalis an Alberich; es war, wie wir gesagt haben, keine Exemption von der bischöflichen Autorität; sondern es war ein Privileg, durch welches das schutzlose Haus der Armen Christi unter die Fittiche des apostolischen Stuhles genommen wurde. Der Papst befahl zweierlei: Erstlich, daß „es durchaus keiner Person erlaubt sei, die Lebensweise der Mönche zu ändern.“ Dadurch erhielten sie die Vollmacht, ihrem Gefallen gemäß nach der strengen Regel des heil. Benedict zu leben; es konnte ein Bischof sein Mögliches thun, sie zu zwingen, ihre Regel zu halten, wenn sie dieselbe brachen; aber er konnte sie nicht zwingen, die Gebräuche der andern Convente um sie herum anzunehmen, die Regel des heil. Benedict dem Namen nach zu bekennen, sie aber in Wirklichkeit unter dem Vorwande der Dispensationen zu lockern. Ferner erhielten sie dadurch die Freiheit, alle Gebräuche, die ihnen gefielen, einzuführen. Jedes Kloster hatte traditionelle Gebräuche und besondere Ceremonien für sich in Dingen, welche die Regel freigelassen hatte; und Paschalis entband die Cistercienser

durch diese Maßregel von den Gebräuchen jedes andern religiösen Hauses und gab ihnen die Freiheit, sich ihre eigenen zu bilden. Aus dieser Erlaubniß entstand der Usus Cisterciensis. Die andere von Paschalis ergangene Verfügung war die, daß „Niemand die Mönche ihres Neu-Münster genannten Klosters ohne eine der Regel entsprechende Empfehlung aufnehmen dürfe.“ Dies war thatsächlich eine Bestätigung der dem Abte von Citeaux durch den Bischof von Chalons mit der Ueberreichung des Hirtenstabes übertragenen canonischen Autorität; es war der Act, durch den er die Autorität über die Mönche erhielt, so daß sie das Kloster ohne seine Einwilligung nicht verlassen konnten. Mönche sind ohne Gelübde, und zwar ohne solche Gelübde, die einer mit Autorität bekleideten Person abgelegt werden, eine bloße Sammlung von Individuen, die nach Belieben auseinandergehen können; der Mangel eines canonischen Gelübdes verändert die ganze Idee des Klosterlebens, und es kann Niemand auf den Segen Gottes für die feierlichsten Verpflichtungen, welche sie auferlegen, hoffen, wenn nicht die Macht, in deren Hände sie abgelegt werden, die Kirche repräsentirt. Andern Falles kann man niemals sicher sein, ob der Gehorsam nicht Eigenwille ist. Diese Worte des Papstes kommen daher der Anerkennung einer Corporation durch das Gesetz gleich. Es kann jeder Christ, wann immer er will, das Gelübde ablegen, daß er im Gehorsam gegen einen Andern leben wolle; aber wenn jener Andere von der Kirche nicht anerkannt ist, so kann das Kirchengesetz von dem Geschehenen keine Notiz nehmen. Das ist die Erklärung dieses den Cistercienfern von dem Papste verliehenen

Privilegs, welches dieselben zugleich über die Verläumdung der Mönche, die ihr eigenes Leben durch die Heiligkeit ihrer benachbarten Brüder getadelt sahen, hinaushob.

Siebentes Kapitel.

Gebräuche der Cistercienser.

Als nun Alberich die Sanction des heiligen Stuhles erhalten hatte, ging er in der strengen Befolgung der Regel des heil. Benedict kühnen Herzens voran. Daß Stephan als Prior bei Ausführung der Reformen, durch welche sich später der Orden von Citeaux auszeichnete, obenanstand, war selbstverständlich; war ja doch die ganze Bewegung nur eine Verwirklichung Dessen, was er früher in Molesme in der Vorstellung getragen hatte. Die zuerst vorgenommene Veränderung betraf die Abschaffung alles Ueberflusses im Mönchsgewande. Die Kirche hatte zu Anfang des zwölften Jahrhunderts einen schweren Kampf mit Prachtliebe und Luxus im Heiligthume selbst zu bestehen. Höfische Prälaten, gleich Wolsey zu einer späteren Zeit, waren nicht selten, und dieser weltliche Geist hatte sich sogar in die Klöster eingeschlichen. Deßhalb war eine Reformation, wie die von Alberich und Stephan zu Anfang des Jahrhunderts in's Werk gesetzte, von der größten Bedeutung für die Entscheidung des Kampfes zu Gunsten der christlichen Armuth. Sie waren sich bis dahin der Wichtigkeit Dessen, was sie thaten, nicht bewußt; sie waren nur einige arme Mönche, die Gott inmitten einer sumpfigen Wildniß in einem abgelegenen Winkel Burgunds dienten und nur ihr eigenes Heil zu sichern strebten. Aber sie traten in einer für das

Christenthum kritischen Zeit auf und gaben der Waage den Ausschlag, als sie gerade schwankte. Hören wir die Worte eines guten alten Mönches, der während der ersten Jahre Citeaux, in einem ganz andern Theile der Welt schrieb: „Wovon soll ich zuerst sprechen? Auf allen Seiten wird das geheiligte Ziel des Mönchslebens aus den Augen verloren, und es ist uns kaum etwas Anderes geblieben, als daß wir, wie unser heiliger Vater Benedict vorhersagte, durch unsere Tonsur und durch unser Gewand Gott belügen. Wir scheinen beinahe Alle zu Stolz, Zanksucht, Aergerniß, Ehrabschneidung, Lüge, böser Nachrede, schädlichen Beschuldigungen, Halsstarrigkeit, Haß, Bosheit, Verachtung Anderer, Unzufriedenheit, Schwelgerei zu neigen" — und er faßt Alles in dem einen Satze zusammen: „Wir lassen uns von der Liebe zu prächtigem und kostspieligem Auftreten verführen [1])." Bitter sind die Klagen, die wir über einen in reiche graue oder buntfarbige Seide gekleideten [2]) Mönch hören und wieder über einen andern, der ein Maulthier im Werthe von zweihundert Solidi ritt. Was soll man von dem stolzen Abte sagen, mit seinem Gefolge von sechzig Pferden, der nicht wie der Vater eines Klosters, sondern wie ein bewaffneter Burgherr ausritt? Oder von einem andern mit seinem kostbaren Pelzmantel und seinem Credenztisch von goldener und silberner Platte, wenn er auch nur vier Meilen vom Hause wegritt [3])? Und wenn der Abt selbst

---

1) Chronicon Vulturnense, *Muratori*, Script. Rer. Ital. I. 2. 343.

2) *St. Bernh.* Apol. ad Guil. 10. 11.

3) Stat. Pet. Ven. 40. 70.

in einfaches Schwarz gekleidet war, so ritten seine weltlichen Begleiter in hellen Gewändern von scharlachrother oder grüner Farbe hinter ihm, so daß der buntscheckige Zug die Blicke aller Leute auf der Straße auf sich zog, während er dem Pförtner des armen Klosters, wo sie für die Nacht abstiegen, Schrecken einjagte. Es war hohe Zeit für den Cistercienser, mit seinem groben Wollenzeug zu erscheinen und zur Regel des heil. Benedict zurückzukehren. Alberich und seine Brüder verwarfen alle Kleidungsstücke, die nicht in der Regel erwähnt waren[1]); deßhalb wollten sie weder Gewänder mit vielen Falten, noch solche von Pelzwerk, keine Hemden und keine von dem übrigen Kleide getrennten Kapuzen tragen. Der heil. Benedict erlaubt, den Anzug je nach dem Klima zu verändern; für Länder der mittleren Temperatur aber hält er ein, Cuculla genanntes Gewand, eine Tunika und ein Scapulier für genügend. Anfänglich waren dies nur die von dem Landvolke jener Gegend getragenen Kleider. Der strenge alte Benedictiner wollte nichts Malerisches; er hatte sich um seines Herrn willen arm gemacht und trug das Gewand der Armen, unter denen er lebte und mit denen er in der Kälte und in der Hitze, im Regen und im Sonnenscheine arbeitete. Man kann noch auf alten Gemälden den Mönch in seiner Tunika und dem dürftigen Scapulier sehen, das bis auf die Kniee

1) „Rejicientes a se quicquid regula refragabatur, froccos videlicet, et pellicias, staminias et caputia.“ Exord. Parv. 15. — Staminia wird von William von Malmesbury als „illud quod subtiliter texitur laneum, quod nos staminium vocamus“ beschrieben. Gest. Reg. Angl. lib. IV. §. 336.

reichte und keine Aermel, sondern nur Löcher hatte, durch die die Arme gesteckt wurden, und mit der spitzigen, seinen Kopf bedeckenden Kapuze. Ueber diesem seinem Arbeitsanzug trug er im Chor und im Hause die Cuculla, einen langen Mantel, nicht unähnlich einem engen Chorrock ohne Aermel, der die ganze Gestalt einhüllte [1]). Zwischen diesem rauhen Gewande und dem reichen Faltenwurfe, in den sich die edle Gestalt des heil. Hugo von Clugny gehüllt hatte, gab es viele Abstufungen [2]). Im Cluniacenser-Orden wurde das Scapulier Cuculla und das Obergewand Froccus genannt. Statt der spitzigen und beinahe conischen Kapuze der ursprünglichen Benedictiner hatte ihr Scapulier eine schöne und reiche Kapuze und der Froccus hatte lange, zwei Fuß weite Aermel; ferner bedeckte ihr Scapulier nicht nur die Schultern, sondern es dehnte sich sogar zu einer Bedeckung der Arme aus, so daß die einfachen Cistercienser daran Aergerniß nahmen [3]). Der Froccus,

1) Siehe die Cuculla des heil. Remaclus, die älteste Benedictinertracht, die zu Martene's Zeit noch existirte. Voyage Lit. II. 154.

2) *Martene*, Voyage Lit. I. 229.

3) Daß der Froccus der Cluniacenser Aermel hatte, geht klar aus der von dem Cluniacenser gegebenen Antwort hervor, *Martene*, Thes. Anect. V. 1649, 47. Ihres amplum caputium geschieht in dem Briefe des heil. Bernhard an seinen Vetter Robert Erwähnung. Ueber das Scapulier siehe *Martene* a. a. O. 1639, 25. Der Unterschied zwischen dem Froccus der Cluniacenser und der Cuculla der Cistercienser wird von Petrus Venerabilis dahin angegeben, daß die letztere „album et curtum“ gewesen sei, Ep. 27. Ferner war die Kapuze von dem Froccus getrennt, wie aus Bernhard, Abt von Cassino, angeführt von Mabillon, Acta Sanct. Ord. Ben. Saec. V. Praef. 44, hervorgeht.

den Alberich und Stephan verwarfen, war eigentlich dasselbe Gewand, wie ihre eigene Cuculla, nur wurde diese von den Cluniacensern „etwas verändert“ getragen. Jene kehrten, so weit sie konnten, zum Muster des heil. Benedict zurück, indem sie sich mehr an die italienischen, als an die französischen Mönche anschlossen; denn ihr Skapulier hatte dieselbe Form, wie das der Mönche vom Monte Cassino. Bei all' ihrer Strenge hat das Gewand der Cistercienser etwas Reizendes und Anmuthiges, und zwar besonders wegen der tiefen Beziehung, die sie damit verbinden. In dem über der weißen Tunika getragenen und über den Schultern breiten, von da aber in einem schmalen Streifen zu den Füßen herabfallenden schwarzen Skapulier sahen sie die Form des Kreuzes unseres Erlösers und deßhalb trugen sie es sogar gern im Schlafe [1]). Ihre Cuculla verglich Papst Bonifacius VI. mit den sechs Seraphsflügeln, denn „sie verhüllt das Haupt des Mönches wie mit zweien Flügeln, und die Arme wie mit zweien und den Leib wie mit zweien [2]).“ Eine andere charakteristische Eigenthümlichkeit des Cistercienserhabites war seine weiße Farbe. Das Skapulier war, wie gesagt, schwarz und auf der Reise, ob sie auch gestiefelt und gespornt ritten, mit einer grauen Cuculla, so daß sie in Deutschland graue Mönche genannt wurden; aber ihr eigentliches Gewand war weiß und erregte unter den Brüdern anderer Orden großes Aufsehen. Wenn die schwarzen Mönche auf einer Reise einem weißen Mönche begegneten, pflegten sie stehen zu bleiben, den Fremdling anzustarren und

---

1) *Martene*, l. c. 1650, 48. — 2) Ibid. 1649, 46.

auf ihn hinzudeuten, als ob er ein Reisender in einem fremdländischen Anzuge gewesen wäre[1]). Sie machten den Cistercienſern einen Vorwurf daraus, daß ſie ein nur für freudige Zeiten geeignetes Gewand trügen, während das Mönchsleben ein Stand der Buße ſei[2]). Die weißen Mönche entgegneten aber, das Leben eines Mönches ſei nicht nur eines der Buße, ſondern gleiche dem der Engel, und ſie trügen deßhalb weiße Gewänder, um die geiſtliche Freude ihres Herzens zu zeigen. Und ungeachtet ihres groben Brodes und ihres harten Lagers herrſchte unter den Cisterciensern eine Heiterkeit, die in großem Maße Dem zugeſchrieben werden kann, was man nun die Liebe zur Natur zu nennen pflegt. Sie brachten ihr Leben im Freien zu, in Weingärten und Kornfeldern; ihre Klöſter waren, wie ihr Name bezeugt, meiſtens in einſamen Thälern, nie aber, in Folge eines Ordensgeſetzes, das ſchon bis auf die Zeit Alberichs zurückging, in Städten, ſondern immer auf dem Lande gelegen. Durch ihre beſtändige Meditation während der Arbeit wurde es ihnen zur Gewohnheit, die ihnen im Gedächtniß gebliebenen Schriftſtellen auf Gegenſtände der Natur anzuwenden; daher auch ihre Vorliebe für das hohe Lied Salomonis, die ſich ſchon bei den früheſten ascetiſchen Schriftſtellern des Ordens zeigt. Wir werden im Verlaufe dieſer Darſtellung reichliche Beweiſe erhalten, daß das weiße Gewand des heil. Stephan kein düſteres oder gefühlloſes Herz verbarg.

Als Grund für die Veränderung der Farbe im

---

1) *Pet. Ven.* Ep. IV. 17.
2) *Martene*, Thes. Anec. V. 1649, 46.

Gewande wird die Andacht zur allerseligsten Jungfrau Maria, die man schon von Anfang an im Orden wahrnehmen kann, angeführt. Es war ein stehendes Gesetz, daß alle Cistercienserklöster „dem Gedächtniß der Königin des Himmels und der Erde, der heiligen Maria, gegründet und geweiht“ werden sollten[1]); auch wurden schon bald nach der Gründung Citeaux' die Tageszeiten der heiligen Gottesmutter gebetet; und der englische Gruß war selbst im Munde der Laienbrüder des Ordens ein üblicher Andachtsact[2]). Die unmittelbare Ursache für die Annahme des weißen Gewandes ist mysteriös; es scheint schwierig zu erklären, wie dasselbe plötzlich, ohne Sanction durch ein Statut des Ordens, angenommen werden konnte, besonders da es dem Brauche, wenn nicht gar der Regel der primitiven Benedictiner entgegen war. Es ist sogar im Orden die Tradition geläufig, Alberich habe in einer Vision die heilige Jungfrau gesehen, wie sie das weiße Gewand auf seine Schultern gelegt habe und er habe die rothbraune Farbe der heil. Maria Magdalena mit der, der Mutter unseres Erlösers geweihten heiteren Farbe in Folge des Trostes, den ihm die Vision inmitten der ihn bedrängenden Schwierigkeiten gewährte, vertauscht. Die Vision hat keine bedeutende historische Autorität für sich, obgleich die Tradition des Ordens und der merkwürdige Umstand des Wechsels der Farbe selbst zu Gunsten ihrer Wahrheit spre-

---

1) Nom. Cist. Inst. Cap. Gen. p. I. cap. 18.

2) Der letzte Theil des Ave Maria wurde erst im sechszehnten Jahrhundert hinzugefügt. Siehe *Mabillon*, Acta Sanct. Pref. V.

chen. Das Eine ist gewiß, daß sie zu Ehren der fleckenlosen Reinheit der heiligen Jungfrau Maria, der besonderen Patronin der Cistercienser, angenommen ward, und der Umstand, daß die Gottesmutter zur besonderen Heiligen des entstehenden Ordens erwählt wurde, ist an sich charakteristisch. Man hätte glauben können, die Strenge Alberichs und Stephans würde sie bestimmt haben, irgend einen Martyrer oder unbeugsamen Bekenner des Glaubens zu erwählen; statt dessen erhoben sie ihre Seele zu Derjenigen, bei Der die Seele nicht ohne Freude weilen kann, wenn auch ihr eigenes heiligstes und reinstes Herz mit einem Schwerte durchbohrt war. Sie war die fleckenlose Lilie des Thales, in welcher der König des Himmels sich gewürdigt hat, Seine Wohnstätte zu nehmen, und die Cistercienser waren wohl sicher, daß sie durch ihre Fürbitte die armen Häuser, welche, vor der Welt verborgen, in einsamen Thälern lagen, beschützen und dieselben ebenfalls zu Wohnstätten ihres göttlichen Sohnes machen würde.

Jedoch nicht nur in ihrem Gewande ahmten die Cistercienser die primitiven Mönche nach; auch zu der dürftigen Nahrung, welche der heil. Benedict vorschreibt, kehrten sie zurück. Vor allem Andern hatte sich hierin der Mißbrauch der Dispensationen eingeschlichen; denn in diesem Theile der Regel konnte der Abt besonders nach Gutdünken verfahren[1]). Wenige Jahre nach der bei den Cistercienser eingeführten Reform entarteten die Cluniacenser nach dem Tode Hugo's unter dem Abte Pontius; sie aßen nicht nur jeden

1) Reg. St. Ben. 41.

Tag in der Woche, den Freitag ausgenommen, Fleisch[1]), sondern plünderten Erde und Luft, um köstliche Leckerbissen zu erhalten. Sie hielten Jäger, welche den Wald nach Hoch- und Schwarzwild durchsuchten, und ihre Falkner brachten ihnen die auserlesensten Vögel, Fasanen, Rebhühner und Ringeltauben. Die Provinz unter dem Erzbischof von Lyon scheint zu jener Zeit besonders voll von Klöstern gewesen zu sein, aus denen die Religion verschwunden war, welche Mönche bewohnten, „deren Kloster die ganze Welt und deren Gott ihr Bauch war[2])." Stark gewürzte und mit Honig vermischte Weine und Fleischspeisen, an denen Pfeffer, Ingwer und Nelken nicht gespart waren, konnten damals neben allen Arten kostbarer, von jenseits des Meeres und selbst aus dem Osten geholter Spezereien im Refectorium von Clugny gefunden werden[3]). Auch pflegten die Mönche, unter dem Vorwande der Krankheit, sich in das Krankenhaus zurückzuziehen, um Fleisch zu essen; und man konnte kerngesunde Brüder, auf einen Stab gestützt, umhergehen sehen, indem sie so Schwäche heuchelten. Die Freigebigkeit der Gläubigen hatte ebenfalls das Uebel verschlimmert, wie man aus den Nekrologen der Klöster ersehen kann, in denen das Gedächtniß gewisser Wohlthäter aufbewahrt wird, welche Geldsummen für Pittanzen oder Erholungen der Mönche an gewissen Tagen außer der Regel hinterließen. Der heil. Benedict gibt seinen Mönchen außer zwei gekochten Gerich-

---

1) *Pet. Ven.* Ep. VI. 15.
2) *Pet. Ven.* Ep. II. 2.
3) *St. Bern.* Ep. I. 1. Stat. Pet. Ven. 11.

ten ein Pfund Brod täglich und an Tagen, da sie mehr als eine Mahlzeit genossen, wenige ungekochte Vegetabilien oder Obst zum Abendessen. So weit der Buchstabe der Regel ging, durften diese Gerichte aus Fischen, Eiern, Milch, Rahm, Käse, Wurzeln und Vegetabilien aller Art bestehen [1]); selbst Geflügel war nicht ausgeschlossen; aber der Brauch der primitiven Mönche des Ordens hatte Alles außer den einfachsten, in Salz gekochten Vegetabilien verbannt. Clugny hatte selbst in seinen besten Zeiten die durch die Regel vorgeschriebene Frugalität gemildert und vermuthlich gaben die Neuerungen der Cluniacenser zu der von Alberich und Stephan herbeigeführten Regulirung Veranlassung. Die Cluniacenser theilten ihre gemeinschaftlichen Mahlzeiten in zwei Arten, die eine Generale genannt und von der Regel erlaubt, die andere Pitantia und außer der Regel. Die regulären Köche hatten mit den Pittanzen nichts zu thun, indem diese, nach der Theorie, daß sie aus Wohlwollen außer der Regel gewährt würden, stets von den Kellermeistern ausgetheilt wurden; ferner wurden sie niemals gesegnet. Das allgemeine Mahl wurde jedem Mönch einzeln verabreicht; die Pittanzen waren in einer Schüssel zwischen zwei Brüdern. Die gewöhnliche Speise der Brüder waren Bohnen und andere Vegetabilien, und es sind genaue Anweisungen gegeben, „daß die Bohnen mit einem Löffel aufgerührt werden sollen," damit sie nicht anbrennen. Auch sollen sie mit Fett gekocht werden, und es ist ganz besonders angegeben, daß einer der Köche „die Brühe der Bohnen ver-

---

1) *Calmet*, Com. Lit. II. 32.

kosten solle, um zu erproben, ob sie gut gewürzt sei." Am Montag, Mittwoch und Freitag bestand das Generale aus Bohnen und Vegetabilien, es wäre denn eine Pittanz gewesen, die vier Eier oder Käse erlaubte. An anderen Tagen konnte das Generale außer Vegetabilien Fische oder fünf Eier bringen. Niemand kann diese Diät üppig nennen und dennoch ging sie über die Regel des heil. Benedict hinaus; es gibt sogar eine Geschichte des Inhaltes, der heil. Petrus Damiani habe an der Einrichtung des Refectoriums zu Clugny und besonders an der Verwendung von Fett bei den Gemüsen Aergerniß genommen und habe dem heil. Hugo seine Unzufriedenheit ausgedrückt [1]). Es ist auch ganz richtig, daß es Alberich und Stephan inmitten des sumpfigen Bodens und der dichten Waldung um Citeaux und bei viel größeren körperlichen Anstrengungen, als den Cluniacensern oblagen, doch gelang, ein weit strengeres System, als jenes von Clugny war, einzuführen. „Sie verwarfen," sagt das Exordium, „Mahlzeiten von verschiedenen Speisearten, wie auch Fett und überhaupt Alles, was der Reinheit der Regel zuwider war." Es ist bekannt, daß sie keine Fische aßen; selbst Eier scheinen ausgeschlossen gewesen zu sein und Milch wurde nur zur Zeit der Erndte, und zwar nicht als Pittanz, sondern als eines der von der Regel erlaubten beiden Gerichte gegeben [2]). Nach einer halb mit dem Gesang des divinum officium, mit Lesen

---

1) Bibl Clun. 461.

2) Siehe: Usus. Cist. 84. Inst. Cap. Gen. 49. ap. Nomasticon. Cist. und Fastredi Ep. ap. Op. St. Bern. ed. Ben.

und Meditation zugebrachten Nacht und nach einem durch Feldarbeit ausgefüllten Tag versammelten sie sich, um Das zu genießen, was einen großen Theil des Jahres hindurch ihr einziges Mahl bildete und was nur aus solchen Substanzen bestand, die der heil. Benedict erlaubte und die sie im Schweiße ihres Angesichtes erwarben. Ihre Kost war das Klosterbrod und zwei Mahlzeiten von Vegetabilien, die nicht mit der culinarischen Feinheit von Clugny, sondern in der einfachsten Weise gekocht waren. Der Gegensatz zwischen dem heil. Hugo und dem heil. Stephan ist instructiv. Der Abt von Clugny selbst führte eine äußerst strenge Lebensweise; er war aber zugleich der Erbauer prachtvoller Kirchen und der Förderer kirchlicher Ornamente [1]). Er gab auch schwächeren Brüdern Dispensationen; einmal erlaubte er z. B. einem Edelmanne, dessen verweichlichter Leib von Geburt an weiche Seidenstoffe und fremde Pelze getragen hatte, eine Zeit lang ein weniger rauhes Gewand, als die übrigen Brüder, zu tragen; ein anderes Mal vergrößerte er den täglichen Speiseantheil der jüngeren Brüder, so daß dadurch die Regel überschritten wurde [2]). Stephan dagegen war aus anderem Stoffe geformt; er war nicht geschaffen, den Schwachen zu schonen, sondern den Starken zu leiten. Alles, was der Erde angehörte, betrachtete er als ein Hinderniß, wenn es auch durch die Consecration auf dem Altare geweiht war. Er liebte rauhe und dürftige Nahrung, weil er dadurch an den Leiden Christi Antheil nahm; er hielt

---

1) Vit. St. Hug. ap. Bibl. Clun. 420.
2) L. c. et 432.

an dem groben Mönchsgewande fest, weil er dadurch der Armuth Christi nachfolgte. Diese Liebe zur Armuth war es, was die beiden Verbündeten bewog, eine neue, von dem allgemeinen Brauche der Klöster zu jener Zeit ganz verschiedene Regulirung zu machen. „Und," heißt es, „weil sie weder in der Regel, noch in der Lebensgeschichte des heil. Benedict lasen, daß dieser Kirchenlehrer Kirchen, oder Altäre, oder Opfergaben, oder Begräbnißstätten, oder Zehnten vom Eigenthum Anderer, oder Backhäuser, oder Mühlen, oder Meiereien, oder Leibeigene besessen hatte, — deßhalb verwarfen sie dies Alles." Sie hatten freilich nicht vor, die Ländereien oder Gebäude des Klosters aufzugeben; im Gegentheil hatten sie ja bereits ein Landgeschenk mit Leibeigenen und Allem, was dazu gehörte, vom Vicomte von Beaune angenommen, und wir dürfen sicher glauben, daß sowohl Mühlen als Backhäuser in Citeaux schon in vollem Gange waren; denn die Regel des heil. Benedict schreibt vor, daß „alles Nothwendige, wie Wasser, eine Mühle, ein Garten, ein Backhaus, wenn möglich, im Kloster vorhanden sein und verschiedene Handwerke daselbst getrieben werden sollten [1])." Die Mönche sollten ihre eigenen Müller und Bäcker, Bauern und Gärtner sein; und ohne Zweifel hatten so strenge Beobachter der Regel, wie die Brüder von Citeaux, bereits Brunnen gegraben und einen Garten eingehägt. Ohne Zweifel hatten sie auch schon eine Mühle eingerichtet, wenn man auch mit einiger Gewißheit annehmen darf, daß dieselbe nicht so groß wie jene von Farfa gewesen sein wird, einem nach dem Muster von

1) C. 66.

Clugny erbauten Kloster, dessen Mühle ein siebenzig Fuß langes und zwanzig Fuß breites Gebäude mit einem Thurme war; auch hatte es nicht, wie Farfa, eine Manufactur, wo Goldschmiede und andere Handwerker arbeiteten[1]). In Clugny war die Mühle ein wichtiger Ort, wo besonders vor Ostern und Weihnachten ein Diener der Abtei, in eine Albe gekleidet und das Haupt mit einem Schleier bedeckt, das Korn, von dem die Altarbrode gemacht werden sollten, mahlte[2]). Auch das Backhaus war nicht ohne Verzierung gelassen; es war mit Zweigen von Wallnußbäumen geschmückt[3]). Vieles, was mit den häuslichen Angelegenheiten zusammenhing, wurde in Clugny mit Riten von beinahe orientalischer Schönheit, die an patriarchalische Zeiten erinnerte, geweiht; so wurde das neue Brod im Refectorium besonders gesegnet, wie auch die Erstlingsfrüchte der Bohnen und ebenso die ersten Trauben, welche auf dem Altar während der Messe gesegnet wurden[4]). Unsere armen Mönche aber kämpften noch um ihre Existenz, und der Ort, wo sie ihr grobes Brod herstellten, war nicht so malerisch, wie jener in Clugny; aber sie beabsichtigten durch die obenerwähnten Regulirungen nicht, von Mühlen und Backhäusern außer den Grenzen der Abtei Nutzen zu ziehen, und sagen etwas später ausdrücklich, daß sie „fern von den Wohnstätten der Menschen gelegene Ländereien, Weinberge, Felder und Wälder und Was-

---

1) Ann. Ben. IV. 208.
2) *Udal.* III. 13. ap. *Dachery,* Spicil. I.
3) *Calmet,* Com. Lit. II. 428.
4) *Udal.* I. 35.

ser, um Mühlen zu bauen, nur für ihren eigenen Gebrauch annehmen“ wollten. Der Wald von Citeaux war daher schon ein Schauplatz der Thätigkeit, und man konnte die Mönche arbeiten sehen in völligem Stillschweigen, das nur durch die Spatenstöße oder durch das Rauschen des die Mühlräder drehenden Gewässers oder durch die sie von ihrer Arbeit abrufende Glocke unterbrochen wurde. Die Bedeutung der obigen Regulirung also war die, daß sie keine großen Domänen mit Waldungen und Gewässer, mit Kornfeldern und Weinbergen besitzen sollten, welche sie nicht selbst bebauen, sondern Pächtern überlassen mußten. Die Mönche von Clugny besaßen viele ausgedehnte Ländereien mit Vasallen und männlichen und weiblichen Untersassen. Zum Gebrauch der dreihundert Brüder sowohl, als der Armen und der Gäste der Abtei wurden aus den verschiedenen Meiereien, welche in ihrem Bereich lagen, monatlich 560 Sextarii Waizen und 500 Roggen in Kornspeichern eingesammelt[1]). Die Besitzungen der Abtei waren in Districte eingetheilt, über deren jeden ein Decan gesetzt war, der Sorge tragen mußte, daß er die entsprechende Quantität Dessen, was immer von ihm gefordert werden mochte, einlieferte[2]). In jenen Ländereien, welche von Clugny zu weit entfernt lagen, um ihre Erzeugnisse dahin zu schicken, wurde das Korn und der Wein, der dort wuchs, an Ort und Stelle verkauft und der Erlös dem Camerarius ausbezahlt, der die Kleidung

---

1) Dispositio facta a D. Pet. Ven. *Baluz.*, Miscel. III. 72.

2) *Udal.* III. 5.

und sonstigen Bedürfnisse für die Brüder anschaffte [1]). Italien, Spanien und England sandten die Producte ihrer Länder, um die Brüder zu bekleiden; namentlich einer Provinz, von der Rhone bis zu den Alpen und an das Meer, lag diese Pflicht ob und sie sandte ihre Schätze an die Verwaltung von Clugny. Ein von König Stephan geschenktes englisches Landgut versah die Mönche mit Schuhen und Strümpfen [2]).

So war Clugny, und zwar nicht zu einer Zeit der Entartung, sondern unter dem heil. Hugo und später unter Peter dem Ehrwürdigen, als die Mönche fasteten und beteten und in der Nacht aufstanden, um Psalmen zu singen, als seine ungeheueren Einkünfte nicht verschwendet, sondern zur täglichen Versorgung einer großen Anzahl Armer verwendet wurden. Es war ein großes Fürstenthum, wo Christus herrschte, wo Seine Heiligen in Frieden weilten und das sich als ein Bild des Friedens inmitten einer Welt voll Kampf und Blutvergießens erhob. Glücklich waren die Vasallen, welche von einem weltlichen Herrn unter die Regierung des Abtes von Clugny versetzt wurden; statt durch Erpressungen, welche ihr Vermögen überstiegen, jährlich zwei- oder dreimal ausgeraubt und geplündert oder gleich dem Zuchtvieh eines Gutes gekauft oder verkauft zu werden, wurden sie wie Brüder und Schwestern behandelt [3]). Aus einem den Cluniacensern übergebenen Schlosse wurde statt einer Diebshöhle ein Oratorium. Wenn die Brüder die Erzeugnisse der ferne liegenden Güter der Abtei verkauften, so kennzeichnete ihre Han-

---

1) L. c. III. 11. — 2) Disp. facta ubi. sup. — 3) *Pet. Ven.* Ep. 28.

delsgeschäfte eine Billigkeit und Generosität, die bewies, daß sie nicht des Gewinnes wegen, sondern zu ihrem eigenen Unterhalt und zur Versorgung der Armen Handel trieben [1]).

Trotz alle Dem hatten die Cistercienser ganz recht; wir wollen nicht sagen, Clugny sei von den Institutionen des heil. Benedict abgefallen, aber sicher hatte es doch dieselben verändert. Man konnte die Eigenthümer jener großen Domänen, wenn sie auch ein Leben von mehr als gewöhnlicher Strenge führten, niemals Fleischkost berührten und den Leib mit Wachen und Fasten abtödteten, nicht die Armen Christi in demselben Sinne nennen, wie Menschen, die nichts besaßen, als was sie durch ihre Handarbeit erwarben. Man kann wohl sagen, Clugny sei eine alte, durch die Freigebigkeit der Könige und Bischöfe bereicherte Abtei und Citeaux nur ein armes, um seine Existenz kämpfendes Kloster gewesen; aber ebenso gewiß ist, daß ein strengeres Bekenntniß der Armuth die Hauptunterscheidung zwischen Citeaux und anderen Abteien bildete; wenn es daher jemals reich wurde, so geschah es nur, weil es von seinen ursprünglichen Institutionen abfiel, während der Reichthum Clugny's nicht nothwendig ein Zeichen des Verfalls, sondern eine rechtmäßige Entwicklung war. Die Idee, welche Stephan vom Mönchsstande hatte, war von jener Peters des Ehrwürdigen gänzlich verschieden.

Wir haben den ersten Theil der Regulation Alberichs und Stephans betreffs des Besitzes des Klosters absichtlich eingehender besprochen, weil er den schla-

---

1) *Udal.* III. 11.

gendsten Gegensatz zu dem in Clugny vorherrschenden Geiste bildet. Sie wollten nichts von dem Eigenthum besitzen, das ursprünglich der Pfarrgeistlichkeit gehört hatte. Gegen Ende des elften Jahrhunderts strebte die Kirche, die Zehnten und Einkünfte der Pfarreien und Pfründen aus den Händen der Laien, in deren Besitz dieselben gekommen waren, zurückzugewinnen; aber man fand, daß der Panzerhandschuh des feudalen Edelmannes einen Besitz ebenso fest hielt, wie die todte Hand der Kirche. Vermuthlich waren die Zehnten durch Schenkung der Bischöfe selbst in Zeiten der Gefahr in den Besitz der Laien gekommen; das System des Feudalismus wurde sogar auf das Kirchenvermögen ausgedehnt und die Pfarrkirchen wurden unter der Bedingung, daß die Laien die Kirche vertheidigen müßten, als Lehn in die Hände Solcher gegeben. Obgleich sie niemals als bleibendes Geschenk betrachtet werden sollten, wollten die Edelleute, die davon Besitz ergriffen hatten, sie doch nicht wieder aufgeben; sie hatten sie mit ihrem guten Schwert gewonnen und wollten sie behalten. Andere Edelleute hatten sich, namentlich in den laxen Zeiten der Carlovingischen Dynastie, der Zehnten mit Gewalt bemächtigt und dieselbe Ungerechtigkeit, welche zuerst die Kirche geplündert hatte, widersetzte sich ihr späterhin. Vergebens befahlen Gregor VII. und Urban II. die Restitution der Zehnten; in sehr vielen Fällen mochten die Edelleute den Raub nicht herausgeben. Die Päpste handelten mit der größten Mäßigung, indem sie die oft gedrohte Excommunication nicht aussprachen. Unterdessen wurde ein Mittelweg gefunden; jenen Laien, die Zehnten besaßen, wurde erlaubt, sie an Klöster abzugeben

oder religiöse Häuser mit ihnen zu gründen, wenn zuerst der Consens des Bischofs der Diöceſe erlangt war. Auf dieſe Weiſe gingen die Zehnten zuerſt in die Hände der Klöſter über, und wenn dies auch nicht der beſte Weg war, wie es ſich ſpäter zeigte, ſo war es doch in jener Zeit ein Heilmittel für einen offenen Schaden. Wenn ſich auch die Biſchöfe das eine Mal dieſer Uebertragung heftig widerſetzten, wurden ſie doch ein anderes Mal durch die Nothwendigkeit dazu geführt, ihre Einwilligung zu geben. In anderen Fällen gaben die Biſchöfe ſelbſt, mit Zuſtimmung ihres Kapitels, Pfarrkirchen in die Hände der Abteien, indem ſie glaubten, dieſelben würden ihr Patronat mit der größten Umſicht ausüben. Was die Ciſtercienſer zu der Beſtimmung bewog, daß ihr Kloſter niemals Zehnten beſitzen ſolle, war vermuthlich mehr ein Eifer für die Armuth, als die Ueberzeugung, daß jenes Aushülfsmittel an ſich unrecht ſei. Nach der Anſicht der Ciſtercienſer ſollte ein Mönch nicht die heiligen Sacramente verwalten oder lehren, ſondern er ſollte in Gebet und Betrachtung, in Armuth und Abtödtung in ſeinem Kloſter bleiben. In der obenerwähnten Regulation werden die Zehnten und das Kirchenvermögen im Allgemeinen Mühlen, Backhäuſern und Ländereien gleichgeſtellt; alle kommen unter dieſelbe Rubrik, nämlich als Vermögen und daher der Armuth entgegengeſetzt. Stephan ſelbſt war als Abt von Citeaux, wie wir ſpäter ſehen werden, auf dem Concil von Troyes zugegen, wo den Templern erlaubt wurde, Zehnten zu beſitzen, wenn der Biſchof einwillige; und der heil. Bernhard, ſein Schüler, ſchrieb ſelbſt an einen Erzbiſchof, um ihn zu erſuchen, zu der von einem Laien einem Kloſter

angebotenen Schenkung von Zehnten seinen Consens zu geben[1]). Sie behaupteten daher nicht, daß Mönche unter keinerlei Umständen Zehnten besitzen dürften, sondern daß sie, da sie ihre eigenen Ländereien bebauten, nach der alten Vertheilung des Kirchenvermögens, wonach ein Drittel an den Bischof fiel, ein zweites an den Clerus und das dritte an die Armen, die keine Mittel besitzen, sich ein eigenes Vermögen zu erwerben, keinen Anspruch an ein solches machen könnten. Ihr Hauptgrund war also der, daß die Mönche ihren Boden mit eigenen Händen bebauen sollten, statt von einem dem Clerus gehörigen Eigenthume leben zu wollen. Ganz anders waren die in Clugny herrschenden Maximen; ein einzelner Bischof gab allein sechzig Pfarrkirchen an verschiedene Priorate des Cluniacenserordens[2]). Außer den Pfarrkirchen in und um Clugny selbst waren zu einer Zeit mehr als 150 Kirchen im Besitze des Abtes[3]). Man kann sich aus dieser Thatsache leicht eine Vorstellung von der beinahe pontificalen Macht des Regenten dieser ungeheueren Abtei bilden und alle Geschäfte des Hauses wurden nach einem Maßstabe von entsprechender Großartigkeit geführt. An der Person der Brüder konnte man, wenigstens in den guten Zeiten Clugny's, nichts von dieser Herrlichkeit wahrnehmen; denn der Preis, den ihr Gewand kosten durfte, war genau bestimmt[4]) und sie entzogen sich keiner niedrigen Arbeit, wie z. B. der Reihe nach in der Küche als Köche zu dienen; aber die Kirche und die Gebäude der Abtei

---

1) Ep. 316. — 2) *Pet. Ven.* de Miraculis. I. 23. — 3) Bibl. Clun. col. 1753. — 4) *Udal.* I. 30.

waren in einem ihrer Bedeutung entsprechenden Style erbaut. Sie waren also so weit davon entfernt, Zehnten und Kirchenvermögen aufzugeben und sich wegen des täglichen Brodes auf die Arbeit ihrer Hände zu verlassen, daß grobe Arbeit überhaupt sehr wenig unter ihnen getrieben wurde. Udalrich, der Compilator ihrer Gebräuche, sagt, er müsse offen gestehen, daß sich ihre Handarbeit auf Bohnenschälen, auf das Säubern des Gartens von Unkraut und auf das Backen des Brodes beschränkte. Ihre Zeit war durch lange dauernden, prachtvollen Gottesdienst in der Kirche, durch Gebet und Meditation und durch die üblichen täglichen Geschäfte in Anspruch genommen. Es wurde ihnen selbst erlaubt, nach der Vesper, wenn Alle, Schweigen beobachtend, im Kloster saßen, zu schreiben, vorausgesetzt, daß die Feder so geräuschlos über das Pergament glitt, daß kein Laut die vollkommene Stille unterbrach [1]). „Wie ist es möglich," sagt Petrus Venerabilis, „daß Mönche, deren Nahrung aus dürftigen, oftmals noch durch Fasten geschmälerten Vegetabilien besteht, wie gemeine Arbeiter in brennender Hitze, in Regen- und Schneeschauern und in bitterer Kälte arbeiten sollten? Außerdem wäre es unpassend, daß Mönche, welche das feine Linnen des Heiligthums sind, mit Schmutz bedeckt und durch Feldarbeit niedergebeugt werden sollten [2])." Der gute Theil Maria's darf nicht so vor dem Martha's zurücktreten. Und doch wurde es für Stephan und seine Gefährten möglich, dies Alles zu thun. Ihr armer, aufgeriebener Leib sank weder unter ihrer schweren Last zusammen,

---

1) *Udal.* l. c. 2. 24. — 2) *Pet. Ven.* Ep. I. 28.

noch war das Gewand ihrer Seele minder rein, weil sie so der Gefahr ausgesetzt waren, unter der Härte der Jahreszeit zu leiden. Es war freilich selbst für ihre Zeitgenossen unerklärlich, wie sie so leben konnten; aber das Geheimniß lag in der Gluth des Geistes, welche das träge Fleisch und Blut aufrecht hielt; ihr Leben war übernatürlich, und weil sie um Christi Willen auf die Kirchengüter und Zehnten verzichteten, um arm zu sein, stützte Er sie, so daß sie unter ihren Arbeiten nicht zusammenbrachen. Außerdem verloren sie durch ihre Feldarbeiten nicht im mindesten von der Aehnlichkeit mit der demüthig zu den Füßen ihres Herrn sitzenden Maria; das Leiden ist nicht unvereinbar mit dem besseren Theil. Dem Orden, welcher den heil. Bernhard hervorbrachte, kann man nicht den Vorwurf machen, er sei nicht contemplativ gewesen. Während sich der Leib der Mönche unter den Feldarbeiten krümmte, erhob sich ihre Seele zum Himmel. Ferner hatten sie ein Aushülfsmittel ersonnen, durch das sie in den Stand gesetzt wurden, in kurzer Entfernung vom Kloster zu bleiben, wenn auch ihre Meiereien zerstreut sein mochten, und so wurde keine Zeit verloren durch das Hin- und Hergehen zwischen dem Kloster und dem Arbeitsorte, so daß sie immer zu den Pflichten des Chores zurückkehren und zu den für die Meditation festgesetzten Zeiten im Kloster sein konnten. Alberich wurde sich sogleich der Schwierigkeit bewußt, die für die Erhaltung des Chordienstes entstehen mußte, wenn die Mönche gezwungen waren, in den Meierhöfen (Grangiae) des Klosters zu schlafen, und er beschloß, dies dadurch zu vermeiden, daß er das Institut der Laienbrüder, das längere Zeit schon im Benedic-

tiner-Orden bestanden hatte, mit herüber nahm. Es ergab sich aus der Natur der Dinge und nicht durch eine ursprüngliche Unterscheidung als Chor- und Laienbrüder zur Zeit der Gelübdeabnahme, wie es später der Fall wurde. Unter einer großen Anzahl von Mönchen konnten Viele weder lesen noch schreiben und hatten keine Befähigung, den Chordienst zu erlernen; es war natürlich, daß solche zu den vielen niedrigeren Geschäften, die ein großes Kloster nothwendig macht, verwendet werden sollten. Hieraus entstand das Institut der Laienbrüder; es scheint jedoch seine ganz systematische Gestalt erst mit dem Cistercienser-Orden erhalten zu haben. Einige der Laienbrüder wohnten in der Abtei selbst, andere in den zerstreut und einsam gelegenen Meierhöfen rings umher; sie hüteten die Heerden des Klosters und waren seine Schneider, Schuhmacher und Schmiede. Jene, die in den Meierhöfen lebten, waren von den Fasten des Ordens entbunden, außer im Advent und an den Freitagen vom 14. September bis zur Fastenzeit[1]). Wenn die Glocke der Abtei eine canonische Stunde verkündigte, fielen sie auf die Kniee nieder und vereinigten sich im Geiste mit den Brüdern, welche in der Abteikirche das Officium sangen. Sonach gab es in jeder Cistercienser-Abtei „zwei Klöster: eines für die Laienbrüder und ein zweites für die Cleriker[2])." Dadurch wurde es den Chorbrüdern ermöglicht, in geringer Entfernung von der Abtei zu arbeiten, wie es ihnen denn auch streng verboten war, ohne dringende Nothwendigkeit

---

1) *Nomasticon*, Inst. Cap. Gen. I. 14.
2) Dial. inter Clun. et Cist. 3. 343.

eine ganze Nacht auf einem der Meierhöfe zuzubringen.

Die Beziehungen zwischen den Chor- und Laienbrüdern waren von der engsten Art; statt daß die Letzteren, wie von ihren feudalen Herrn, als Sklaven behandelt wurden, betrachteten die Kleriker diese armen Kinder des Landes und die bescheidenen Handwerker als Brüder und ließen sie nach einem besonderen Gesetze des Ordens an allen geistlichen Vortheilen Antheil nehmen, als ob sie Mönche gewesen wären, was sie in Wirklichkeit in Allem bis auf den Namen auch waren, denn sie legten gleich den anderen Brüdern in Gegenwart des Abtes die Gelübde ab. Unsere heutigen Politiker, welche um die Gleichheit und Freiheit buhlen, können den Mönchen danken, daß sie den Edelmann und Bettler auf eine Stufe stellten und den Bebauer des Bodens adelten, indem sie sich zu seiner Niedrigkeit herabließen und seine Arbeiten theilten. Die Welt darf Alberich für diesen Plan danken, durch den der Chorbruder seine geistlichen Güter dem armen Laienbruder mittheilte, der ihm dafür durch seine Arbeit die Zeit schenkte, das Lob Gottes während der Nacht zu singen und fortwährend über Seine Herrlichkeit zu meditiren. Die Schüler Alberichs und Stephans traten in späteren Zeiten in ihre Fußstapfen und Alanus, einer der größten Gelehrten, beschloß sein Leben in der groben und niedrigen Wirksamkeit eines Laienbruders von Citeaux und wurde auf seinem Grabsteine in deren Gewand in ruhender Haltung, einen Rosenkranz in den Händen tragend, abgebildet. Es gibt wenig rührendere Bilder in den Annalen von Citeaux, als die Geschichte des armen Laienbruders, der auf dem ein-

samen Meierhofe Nachts wachend saß, an seine Brüder, die in der Abtei das Fest der Himmelfahrt Mariä feierten, dachte und immer und immer wieder den englischen Gruß mit solcher Andacht betete, daß die Engel dem damals über den Gegenstand des Festtages in Citeaux predigenden heil. Bernhard Kunde davon brachten [1]).

Achtes Kapitel.

Alberichs Zeit.

Die Gebräuche von Citeaux sind mit denen anderer Orden so genau verglichen worden, damit der Leser wisse, mit wem er es zu thun hat, wer die Cistercienser waren und warum sie nicht Cluniacenser oder Karthäuser oder einfache Benedictiner gewesen, obgleich sie sich so streng zur Regel des heil. Benedict bekannten. Zu der Zeit, von der wir bisher handelten, waren sie noch kein Orden, sondern nur ein Kloster und zwar ein armes; es blieb Stephan überlassen, sie später als Orden zu constituiren; sie waren sogar noch nicht einmal Cistercienser, sondern bloß die armen Brüder von Neu-Münster im Walde von Citeaux, und wir haben sie im Voraus Cistercienser genannt. Alberichs Regeln wurden von seinen Brüdern sehr gut gehalten, so daß der Eifer des Klosters allmälig aller Orten Aufsehen erregte. Ihr alter Gönner, der Herzog von Burgund, staunte sie an; während andere Mönche sich in den Weg stellten, um die Almosen der Gläubigen zu empfangen, verbargen sich diese Brüder vor der Welt. Es schien wunderbar, wie sie in einem solchen Sumpfe,

---

1) *Manriquez* in ann. 1129. c. 6.

in einem abgelegenen Schlupfwinkel, wie der war, in dem sie sich niedergelassen, leben konnten. Man hörte Nichts von ihnen, als Tag und Nacht das Geläute ihrer Glocken; erst die Glocken für die Matutin, dann die große Glocke mit dem langsamen Geläute für die Laienbrüder als Zeichen zum Aufstehen und den ganzen Tag über für die Horen, am Abend für die Vesper und beim Einbruch der Nacht für die Complete. Niemand wußte, wie sie lebten, außer daß man ihre weißen Gewänder auf dem Felde sah, wenn sie arbeiteten; und dennoch verlangten sie Nichts. So lebten sie, eine wunderbare Thatsache inmitten aller Irreligiosität und Gottlosigkeit, Menschen, deren Glauben keine Abstraction war, sondern die thatsächlich glaubten, daß Christus vom Himmel herabgestiegen, um zu sterben, da ihre Liebe zu Ihm so groß war, daß sie Ihm in allen Dingen, selbst im Leiden ähnlich werden wollten. Und dort lebte der Prior Stephan, der sie zur Arbeit hinaus führte, mit seinem trotz all' dieser Leiden lieblich lächelnden Antlitz [1]). Sein Geist war während all' seiner Prüfungen ungebrochen geblieben und er mochte denn leicht im Herrn sich freuen, da Gott ihn so in ihnen gesegnet hatte; er hatte das Kreuz getragen, als es seiner Seele auferlegt worden war, und er kostete nun die Freude, die es immer mit sich bringt. Wahrlich, „die Weisheit wird gerechtfertigt durch ihre Kinder" — dies dachte auch Odo von Burgund, denn er liebte die armen Mönche und den Wald von Citeaux und baute sich neben der Abtei eine Wohnung, die noch in späteren Zeiten, als sie schon in Ruinen lag, das

---

1) *Guil. Malm.* Gest. Reg. lib. IV.

Schloß genannt wurde. Zu den meisten Hauptfesten pflegte er mit seinem Hofe dorthin zu kommen; er wollte sie weder in der Cathedrale von Chalons, noch im Kloster vom heil. Benignus in Dijon feiern, sondern zog die Brüder von Neu-Münster vor, denn sie sangen das Lob Gottes so süß und mit solcher Freude, daß sein Herz davon gerührt und von ihrer Andacht entzündet wurde.

In demselben Jahre [1]), da Alberich die obenerwähnten Regeln verfaßte, fand der Herzog Gelegenheit, die Mönche zu unterstützen. Man wird sich erinnern, daß sie nur einen Theil von Citeaux vom Vicomte von Beaune und den übrigen von Odo von Burgund zum Geschenk erhalten hatten, der dem Herrn von Beaune zwanzig Solidi jährlich als Pacht für das Land zahlte. Der Einnehmer der Revenüen des Herrn von Beaune fand es jedoch leichter, von den Mönchen, welche sich geduldig unterdrücken ließen, das Geld zu erheben, als von den Leuten des Herzogs von Burgund. Sie wandten sich daher um die zwanzig Schillinge an das Kloster, statt an den Schatz des Herzogs. Die Mönche zahlten das Geforderte stillschweigend, obgleich es ihnen schwer wurde, so viel aus den armen

1) Der Cistercienser-Annalist versetzt diese Schenkung in das Jahr 1102, wo sie nicht stattfinden konnte, da Herzog Odo im Jahre 1101 nach Jerusalem reiste. Die in „Du Chesne, Histoire Genealogique des Ducs de Bourgogne“ erhaltene Urkunde sagt, sie sei „post biennium,“ d. h. im dritten Jahr nach der Gründung Citeaux im März 1098 geschehen. Sie würde somit in das Jahr 1101 fallen. Diese Urkunde beweist auch, daß der Verfasser von „l'Art de vérifier les Dates“ Unrecht hat, wenn er den Weggang des Herzogs von Burgund auf das Jahr 1097 verlegt.

Erträgnissen ihrer Ländereien herauszuziehen. Endlich hörte Odo von der Erpressung und beschloß, sie für immer davon zu befreien, indem er dem Herrn von Beaune einen Theil seines eigenen Grund und Bodens anwies, aus dessen Erträgniß derselbe seine zwanzig Schillinge erheben konnte, und der Vicomte befreite seinerseits die Mönche für immer von allen Ansprüchen, die er oder seine Erben an sie machen konnten. Dies war der letzte Dienst, den ihnen der gute Herzog leistete, denn er reiste gerade in dem Jahr, in dem er diese Wohlthat dem Kloster erwies, nach dem heiligen Lande. Jerusalem war erst seit Kurzem von den Kreuzfahrern erobert worden und die Christenheit rüstete sich nun, um das junge Königreich Gottfrieds, das auf allen Seiten von Ungläubigen bedroht war, zu stützen. Die Kreuzfahrer hatten sich in Besitz des heiligen Grabes gesetzt; aber wie zum Zeichen, daß die Erhaltung dieses kostbaren Schatzes von dem guten Verhalten der Christen abhinge, ließ Gott dasselbe niemals in ihren ruhigen und festen Besitz gelangen. Seine edlen Hüter mußten es mit der Schärfe des Schwertes vertheidigen; der Harnisch wich kaum jemals von ihrer Brust und keine Krone konnte schwerer sein, als die von Jerusalem.

Odo von Burgund erreichte das heilige Land nicht; er starb 1102, als er die Armee der Kreuzfahrer beinahe erreicht hatte. Auf seinem Sterbebett klang der liebliche Gesang des Cistercienser-Chors in seinen Ohren und er wünschte, sein Leib möge nicht im fremden Lande liegen, sondern über Meer und Berg getragen und in Citeaux begraben werden. Seine Begleiter gehorchten dem Wunsche des Sterbenden und brachten

seine Ueberreste nach Burgund zurück. So gab der edle Herzog noch im Sterben einen Beweis seiner Liebe für die Brüder von Citeaux, indem er wünschte, unter ihnen bestattet zu werden. Er hätte unter den Mauern mancher Cathedrale oder Abteikirche, die sich besser für den hohen und mächtigen Herzog von Burgund ziemte, begraben werden können; aber er wollte ruhen, wo seine frommen Mönche über seinen Leib wachen und für seine Seele beten konnten, wenn sie an seinem Grabe vorübergingen. Die Zeit hatte freilich den alten Wald von Citeaux, der wenige Jahre zuvor der Aufenthaltsort wilder Thiere gewesen, stark verändert; und nun sollte er den Leichenzug eines Fürsten sehen! Es war eine merkwürdige Begegnung zwischen dem Banner, der Krone und der Rüstung des verstorbenen Herzogs und dem weißen Gewande der Mönche, die der Welt und ihren Ehren entsagt hatten. Sie hatten Pracht und Größe aufgegeben und nun sollte einer der vornehmsten Fürsten zu ihren Füßen liegen, auf daß sie durch ihre Vermittlung seiner Seele vor dem Richterstuhle Christi beistehen möchten. Wahrlich, Mancher mag wünschen, am Hofe eines Königs zu leben; im Tode aber würden die Meisten es vorziehen, bei den Mönchen zu weilen.

Man weiß nicht, in welchem Theile der ersten Kirche von Citeaux Herzog Odo begraben wurde; ja, es ist fraglich, ob sein Leib nicht auf dem Friedhof unter den Mönchen lag. In der später erbauten prachtvollen Kirche von Citeaux war sein Grab unter dem Portikus der Kirche, an einem die Kapelle der Herzöge genannten Orte, wo seine beiden Söhne neben ihm bestattet wurden.

Die Begräbnißstätte von Fürsten dieser Erde zu sein, war indessen nicht genug für Citeaux; so regulär und bewunderungswürdig die neue Abtei war, lag doch eine schwere Sorge auf Alberichs Herzen. Es hatte den Anschein, als ob der junge Convent mit der gegenwärtigen Generation aufhören solle; denn es kamen keine Novizen an, um die Stellen Jener, die starben, wieder auszufüllen. Wenn sich die Verhältnisse nicht besserten, so mußte Citeaux wieder an seine früheren Eigenthümer, an die Wölfe und wilden Eber, heimfallen. Alberichs Ausdauer wurde schwer geprüft; nicht nur ihr Name drohte von der Erde zu verschwinden, was nur ein geringer Schaden gewesen wäre; weit schlimmer mußte es erscheinen, daß der Untergang Citeaux' für die Welt der Beweis werden würde, daß die Mönche von Molesme Recht gehabt und daß nun die Regel des heil. Benedict nicht mehr dem Buchstaben nach gehalten werden konnte. Sie wäre für einen sterblichen Menschen zu schwer, konnte es heißen, und Gott habe Seine Mißbilligung dieser übertriebenen Strenge dadurch gezeigt, daß er dem Kloster geistliche Kinder entzogen habe. Sie brachten manchen langen Tag in der Erwartung eines Zuwachses ihrer kleinen Schaar zu; aber die Mönche, welche sich ihnen anschlossen, waren zu wenig, um die Hoffnung auf das schließliche Fortbestehen des Klosters zu nähren. Alberich harrte jedoch aus, in der sichern Ueberzeugung, es sei auf alle Fälle Gottes Wille, daß er in seiner gegenwärtigen Stellung verbleibe, und die Zukunft legte er in Gottes Hände. Stephan und er hatten schlimmere Tage, als diese, gesehen, als sie gezwungen waren, Molesme zu verlassen und in der Einsamkeit von Hauz

Zuflucht zu suchen; es konnte Gott doch endlich gefallen, sie mit dem Anblick einer Vermehrung ihrer geistlichen Kinder zu belohnen, bevor sie starben. Es ist sicher, daß Alberich starb, lange bevor Citeaux wurde, was es später war; unser Herr soll ihm aber ein übernatürliches Zeichen gegeben haben, daß sein Orden eines Tages über alle seine Erwartungen blühen werde. Die Vision wird von keinem zeitgenössischen Schriftsteller erwähnt, wir theilen sie aber mit, weil sich gegen die Wahrheit derselben nichts sagen läßt und weil sie einige merkwürdige Umstände enthält. Wenn man den Einfluß, den Citeaux späterhin auf das Wohlergehen der Kirche ausübte, bedenkt, so ist die Annahme, daß es Gott in Seiner wunderbaren Herablassung gefallen mochte, den Abt bei sinkendem Muthe durch außerordentliche Mittel zu trösten, nicht unhaltbar. Eines Tages, heißt es, sei der Convent durch den Eintritt eines Geistlichen, der Novize zu werden wünschte, überrascht worden. Die Pforte des Klosters, an welche der Neuankommende pochte, war keine einladende; sie war kein imposanter Bogen mit großen Thoren, mit Schlössern und Riegeln, sondern nur ein elendes Thürchen von schlechter Arbeit, an dem ein ungeheuerer eiserner Klopfer hing, auf dessen Ton ein Pförtner mit dem üblichen Gruß Deo gratias erschien, als wolle er sagen: Gott sei Dank, daß Er uns einen Fremdling gesandt hat, dem wir Speise und Obdach bieten dürfen. Diesmal aber schien der neue Ankömmling kein Fremder zu sein; er schien den Pförtner zu kennen, obgleich sich der Mönch nicht erinnern konnte, ihn je zuvor gesehen zu haben. Als er zu dem Abt gebracht wurde, schien er auch diesen, wie

auch den Prior Stephan und die übrigen Brüder zu kennen. Endlich löste er das Geheimniß, indem er seine Geschichte erzählte. Er war ein Geistlicher, der als Student auf der Hochschule zu Lyon in einer Vision am Fuße eines Berges ein Thal und auf der Höhe eine Stadt von unübertrefflicher Schönheit sah, die Niemand ohne Freude anschauen konnte und deren strahlende Thürme das Ganze krönten. Wer sie sah, fühlte ein merkwürdiges und unwiderstehliches Verlangen, in ihre Thore einzutreten und dort zu wohnen. Rund um den Fuß des Berges aber war ein breiter Strom, dessen Gewässer zu tief war, als daß der Wanderer zu Fuß hindurch gehen konnte. Während er hin- und herging, um eine Stelle zu finden, wo er ihn überschreiten könnte, sah er am Ufer zwölf oder vierzehn arme Männer, die in dem Strom ihre Gewänder wuschen. Unter ihnen befand sich Einer, in ein weißes Gewand von blendendem Glanze gekleidet und in Haltung und Gestalt von den Uebrigen völlig verschieden; er ging umher und half den armen Männern die Flecken von ihren Kleidern wegwaschen; wenn er dem Einen geholfen, ging er zum nächsten. Der Geistliche näherte sich dieser hehren Gestalt und fragte: „Wer seid Ihr?“ und der Gefragte antwortete: „Diese armen Männer thun Buße und waschen sich von ihren Sünden rein. Ich bin der Sohn Gottes, Jesus Christus, ohne Dessen Hülfe weder sie, noch sonst Jemand Gutes thun können; diese schöne Stadt, welche du siehst, ist das Paradies, wo ich wohne; Derjenige, welcher seine Gewänder weiß gewaschen, d. h. für seine Sünden Buße gethan hat, soll in sie einziehen. Du selbst hast lange genug nach dem Weg gesucht, auf wel-

chem du in sie eintreten könntest; aber es gibt keinen anderen Weg, als diesen, der zu ihr führt.“ Nach diesen Worten erwachte der Schläfer und hing dieser Vision nach. Bald darauf kehrte er von der Hochschule heim und erzählte dem Bischof von Chalons, mit dem er bekannt war, was er im Schlafe gesehen hatte. Der Bischof gab ihm den Rath, die Welt zu verlassen und in das Kloster zu gehen, und vor allen anderen empfahl er ihm das Kloster Neu-Münster zu Citeaux. Dorthin begab sich der Geistliche und fand Alles wenig versprechend. Der Ort war öde und traurig und die Brüder wohnten „unter den wilden Thieren.“ Das Thor des Klosters sah nicht im mindesten einladender aus; aber wie groß war sein Erstaunen, als er den Pförtner sah, der auf den Ton des ungefügen Klopfers antwortete; er sah sogleich, daß er einer der Männer war, die er ihre Gewänder in dem Strom hatte weiß waschen gesehen. Als er den Abt und die übrigen Brüder erblickte, bemerkte er dasselbe und er fiel sogleich vor Alberich auf die Kniee und bat ihn, er möge ihn als Novizen aufnehmen. Späterhin ward er ein guter Mönch und Nachfolger Stephans als Prior.

Neuntes Kapitel.

Alberichs Tod.

Von der Zeit der Aufnahme dieses Mönches an, die im Jahr 1104 stattfand, ist in den Annalen der Cistercienser eine große Lücke. Der größere Theil jener Kapitel in dem größeren und kleineren Exordium von Citeaux, welche von der Regierung Alberichs als Abt berichten, ist verloren gegangen; und es wird von Stephan bis zum Jahr 1109, da Alberich starb, nichts

mehr gehört. Das Exordium erwähnt den Tod dieses heiligen Mönches einfach in folgenden Worten: „Nun schied der Mann Gottes Alberich zu dem Herrn, nachdem er sich neun und ein halbes Jahr durch die Disciplin der Regel in der Schule Christi geübt hatte; er war ein glorreicher Mann im Glauben und in der Tugend, und Gott wird ihn daher im ewigen Leben für sein Verdienst segnen." Sein Todestag war der 26. Januar. Der heil. Alberich ist durch die Verehrung der Gläubigen canonisirt worden und an seinem Grabe sollen viele Wunder geschehen sein. Wenn irgend Einer, so hat sich gewiß der heil. Alberich um die Kirche verdient gemacht. Die Verordnungen, welche er in Gesetze umwandelte, können die ersten Statuten des Ordens genannt werden und sie gaben Citeaux zuerst eine wirkliche Gestalt, durch die es sich von anderen Klöstern unterschied. Er fuhr fort, im Glauben zu wirken, ohne die Früchte seiner Arbeit zu sehen, und wurde abberufen, als die junge Gemeinde sich in großer Noth befand. Es schien, als ob sie mit dem Tode ihrer Glieder selbst absterben solle, und es war wenig Aussicht vorhanden, daß sie ihre erste Generation überleben werde. Der Tod Alberichs war daher für Stephan eine schmerzliche Prüfung; er war dadurch seines Freundes und Gefährten beraubt, den er in Molesme gefunden, als er zuerst dort angekommen, und der alle seine Nöthen mit ihm getragen hatte; nun, da er am meisten des Rathes und der Unterstützung bedurfte, war er allein gelassen. Stephans Geist scheint sich jedoch unter dem Gedanken, daß sein theuerer Freund bereits seine Krone besaß und ihm mit seinen Gebeten sogar noch mehr beistehen könne, als er es im

Leben mit seinem Rathe hätte thun können, aufgerichtet zu haben. Als Prior mußte er den Leib seines Freundes mit Weihrauch und mit Weihwasser besprengen, und als er im Grab lag, Erde auf ihn werfen; alsdann kehrte der Zug in umgekehrter Ordnung zurück: die Laienbrüder und der Convent zuerst und er selbst mit dem vor ihm hergetragenen Kreuz zuletzt [1]). Hierauf begaben sie sich in das Kapitel, wo er eine Rede an sie hielt, die aufbewahrt worden ist. „Alle von uns haben einen gleich großen Antheil an diesem Verluste und ich bin nur ein armer Tröster, der selbst des Trostes bedarf. Ihr habt einen ehrwürdigen Vater und Leiter euerer Seelen verloren; ich habe nicht nur einen Vater und Leiter, sondern einen Freund, einen Mitkämpfer und Hauptkrieger in den Kämpfen des Herrn verloren, den unser ehrwürdiger Vater Robert von der Wiege unserer klösterlichen Anstalt an in einem und demselben Convent in bewunderungswürdiger Gelehrsamkeit und Frömmigkeit auferzogen hat. Er ist von uns geschieden, aber nicht von Gott; und wenn nicht von Gott, dann auch nicht von uns; denn dies ist das Recht und Eigenthum der Heiligen, daß sie, wenn sie dies Leben verlassen, ihren Leib ihren Freunden zurücklassen und ihre Freunde in ihrem Geiste mit fortnehmen. Wir haben diesen theueren Leib und das einzige Unterpfand unseres geliebten Vaters unter uns, und er hat uns Alle mit zärtlicher Liebe in seinem Geiste mit sich fortgenommen; ja, wenn er selbst zu Gott emporgetragen und in ungetheilter Liebe mit Ihm vereinigt ist, hat er auch uns, die wir in ihm sind,

1) Usus. Cist. I. 98.

mit Gott vereinigt. Welchen Grund hätten wir da zum Gram? Gesegnet ist das Loos, noch gesegneter Der, dem dieses Loos gefallen ist; am gesegnetsten sind wir, die wir in eine solche Gegenwart versetzt worden sind; denn Nichts kann für die Streiter Christi freudevoller sein, als dieses Gewand von Fleisch zu verlassen und zu Ihm hinaufzufliehen, Dem zu Liebe sie so viele Mühen ertragen haben. Der Kämpfer hat seinen Lohn erhalten, der Renner sein Ziel erreicht, der Sieger seine Krone gewonnen; Er, der nun Besitz ergriffen hat, betet um eine Palme für uns. Warum also sollten wir trauern? Warum klagen um ihn, der in der Freude ist? Warum seinetwegen niedergebeugt sein, da er sich freut? Warum werfen wir uns vor Gott nieder mit Klagen und traurigen Worten, da er, der zu den Sternen emporgetragen ist, sich über unseren Kummer grämt, wenn der Selige Schmerz empfinden kann; er, der mit heißem Sehnen betet, wir möchten ein gleiches Ende haben. Wollen wir nicht klagen um den Streiter, der nun in der Ruhe ist; wollen wir über uns selbst klagen, die wir an der Spitze des Kampfes stehen und unsere traurigen und klagenden Worte in Gebete umwandeln und unseren Vater, der in der Siegesfreude ist, bitten, er möge den brüllenden Löwen und den bösen Feind nicht über uns siegen lassen."

Dies waren Stephans Worte, als er gerade von seinem theuersten Freunde Abschied genommen hatte; wie gewöhnlich scheint er sich unter den Schwierigkeiten aufgerichtet zu haben. Und wirklich that ihm dieser kühne Geist Noth, denn er sollte dem heil. Alberich in seiner mühevollen Würde folgen. Die Mönche er-

wählten ihn einstimmig zu ihrem Abte und bald lag die ganze Last der geistlichen und zeitlichen Leitung des neuen Conventes auf seinen Schultern. William von Malmesbury sagt, Stephan sei zur Zeit seiner Erwählung abwesend gewesen und man glaube, er habe sich von Citeaux aus Furcht, gewählt zu werden, entfernt. Man sieht jedoch nicht ein, wie seine Abwesenheit seine Erwählung hätte verhindern können, wenn er nicht vorhatte, Citeaux gänzlich zu verlassen, wovon nichts bekannt ist. Die Heiligen fliehen Würden, welche Rang und Glanz mit sich bringen; aber die arme Abtei Citeaux hatte Nichts, wodurch sie sich empfehlen konnte, als Mühseligkeit und Arbeit, und dies war eine Art Auszeichnung, vor welcher zurückzuschrecken Stephan nicht der Mann war. Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß irgend ein anderer Beweggrund seine Abwesenheit veranlaßte, obgleich man nicht weiß, welcher. Er erwählte Robert, den Mönch, der die oben erzählte Vision gesehen hatte, an seiner Statt zum Prior.

Zehntes Kapitel.

Stephan als Abt.

Stephan fand bald, daß er als Alberichs Erbe seiner Würde auch der seiner Sorgen geworden war. Er empfing von ihm ein in seiner inneren Einrichtung vollkommenes Kloster, das man aber eher aus der Ferne zu bewundern, als zu betreten geneigt sein mochte. Der neue Abt war aber überzeugt, daß das Princip, auf welches Citeaux gegründet worden, das rechte war; es war eines, das mit der Zeit alle die glühenden Geister in der Kirche, welche Mönche zu sein

Bayerische Staatsbibliothek München

wünschten, um das Fleisch zu kreuzigen und nicht bloß Frieden zu suchen, an sich ziehen mußte. Widerwille gegen die Armuth war der große Fluch der Klöster gewesen und seine Absicht ging dahin, die primitive Disciplin des heil. Benedict, die beinahe vergessen worden war, wieder herzustellen. Um dies zu thun, mußte er sie nicht nur in seiner eigenen Person zeigen, sondern er mußte, so zu sagen, ein Kloster in voller Wirksamkeit schaffen, eines, zu dem sich Novizen hinzudrängten und das bis an das Ende der Welt dauern sollte: eine Schule der christlichen Disciplin. Er griff zu einem merkwürdigen Hülfsmittel, um Novizen anzuziehen. Der erste Act war allem Anschein nach der, daß er jegliche weltliche Unterstützung für sein Kloster abschnitt. Hugo, der Nachfolger Odo's, des Herzogs von Burgund, der in Citeaux beerdigt worden war, befolgte das Beispiel seines Vaters und besuchte die Kirche des Klosters an allen großen Festen. Er brachte ein großes Gefolge von Edelleuten mit sich, deren prächtige Kleidung zur Einfachheit und Armuth der Kirche nur schlecht paßte. Die Anwesenheit dieser glänzenden Schaar schien Stephan hier übel am Platz; das Geklirr der stählernen Sporen und die bunten Farben der Höflingstrachten waren ein schlechter Pendant zu dem ernsten Gesang und dem armen Gewande der Brüder. Jeder weiß, daß der Anblick eines königlichen Hofes ein Vergnügen ist, und man geht oft einen weiten Weg, um ihn zu genießen; das Echo irdischen Vergnügens und die Gegenwart irdischer Freude sind aber mit dem Beruf eines Mönches, der nur mit dem Himmel verkehren sollte, unvereinbar. Man mag sagen was man will von idealer Vollkommenheit, aber es ist eine

sichere Thatsache, daß die Heiligen der Vollkommenheit viel näher sind, als man glaubt. Menschliche Schwächen sind für die Dauer unvermeidlich; aber auf alle Fälle ist die Schwäche, die Nähe von Fürsten und Edelleuten zu suchen, keine der Art; denn Stephan vermied sie. Er erklärte, es solle hinfort kein Fürst in der Kirche von Citeaux mehr Hof halten. Dem Anscheine nach mußte dieser Act ihm alle irdische Protection entziehen; die Anwesenheit eines herzoglichen Hofes war kein leeres Schaugepränge; sie war eine Garantie, daß zur Vertheidigung Citeaux' Schwerter gezogen und Lanzen eingelegt werden würden. Alles dies warf Stephan, wie es schien, weg; er wußte, daß Gott die Verlassenen ganz besonders beschützt, und er zog den Schutz der Heiligen und Engel dem eines irdischen Fürsten vor.

Gott belohnte seinen Glauben, denn schließlich verlor er die Gunst Hugo's, der nach seinem Tode neben seinem Vater in der Kapelle unter dem Porticus der Abteikirche ruhte, doch nicht. Vor jener Zeit jedoch mußten die Brüder unter mancher Drangsal leiden, die abzulenken gewesen wäre, wenn der mächtige Herzog von Burgund, wie früher, dem Kloster seine Freundschaft geschenkt hätte. Stephans nächster Schritt war einer, der mit unseren modernen Begriffen vom Mönchsthum noch unvereinbarer ist. „Er verbot," sagt das Exordium, „daß in dem Hause Gottes, in welchem sie Gott Tag und Nacht fromm zu dienen wünschten, irgend etwas gefunden werde, was einen Anschein von Stolz oder Ueppigkeit habe oder in irgend einer Weise der Armuth, dieser Hüterin der Tugend, die sie freiwillig erwählt hatten, schaden könne." Demgemäß

sollten keine Crucifixe von Gold oder Silber angebracht werden, ein einziger Leuchter sollte zur Beleuchtung der Kirche dienen, und zwar keiner mit Armen von mühsam ausgearbeiteten Ornamenten und mit Edelsteinen besetzt, sondern ein eiserner; die Weihrauchfässer sollten von Messing, die Tafeln nicht von Gold- und Silberstoff oder reichem Seidenzeug, sondern von gewöhnlichem Stoff, Alben und Amicten von Leinwand, Chorröcke, Tuniken und Dalmatiken unerbittlich ausgeschlossen sein. Selbst die Kelche sollten nicht golden, sondern nur Silber und vergoldet sein, wie auch die Röhre, durch welche sie das kostbare Blut Jesu Christi in der heiligen Eucharistie zu genießen pflegten.

Dies war freilich eine merkwürdige Art, Novizen anzuziehen; die Klosterkirchen wurden wegen der glänzenden Gottesdienste, wegen der heiligen Gefäße und der mit Gold und Edelsteinen verzierten Altäre, wegen der Masse von Geistlichen, die in kostbaren Gewändern in geziemender Ordnung vor den Augen der Anwesenden hin- und hergingen, besucht. Aber Stephan erklärte der Welt durch diesen Act, daß die Brüder ihre Kirche nicht von Besuchern angefüllt wünschten; sie wollten im Schooße ihres sumpfigen Waldes nur Gott bekannt bleiben; aber Stephan wußte, daß in der Kirche Viele waren, die Gott in Armuth und Vergessenheit zu dienen verlangten, und er rechnete darauf, diese in Citeaux aufzunehmen. Der Novize, der dahin kam, mußte aus reiner Liebe zu Gott kommen, da er selbst das aufgab, was als das Erbe der Mönche und als der Ersatz für ihre Mühen betrachtet wurde: ein anziehendes Ceremoniel

und feierliche Riten. Dies ist freilich sehr verschieden von der Vorstellung, die man sich gern von den Mönchen macht: Männer von glühender Einbildung, die sich in ein Kloster zurückziehen, um ein malerisches Gewand zu tragen und frei von Mühen zu sein; und Diejenigen, deren Katholicismus in einer Vorliebe für die „ästhetische" Religion besteht, erhalten eine heilsame Lehre daraus.

Indem Stephan diese Mittel der äußerlichen Andacht verwarf, wollte er sich keineswegs gegen die Weihe der Güter dieser Welt zum Dienste des Heiligthums erklären. Er war Mönch und hatte es nur mit Mönchen zu thun; es war ganz sicher, daß die Armuth nach der Absicht des heil. Benedict einen wesentlichen Zug des Klosters bilden solle, und Stephan war entschlossen, den Beweis zu liefern, daß die Regel des heil. Benedict im zwölften Jahrhundert ebenso gut gehalten werden könne, wie im sechsten. Die Kirche war noch nicht alt geworden und ihre Kinder konnten damals thun, was sie früher gethan hatten. Ein anderer Grund, weßwegen er den Glanz des Gottesdienstes verwarf, war der, weil dieser Glanz die Meditation störte, die mit Recht die Contemplation der himmlischen Dinge ohne Hülfe der Sinne hieß. Nicht nur glänzende Kleider waren aus Citeaux ausgeschlossen, sondern auch Sculpturen und Gemälde waren, wie wir aus seinen ersten Statuten erfahren [1]), in der Kirche nicht erlaubt, „weil der Nutzen gottseliger Meditation und die Disciplin religiösen Ernstes oftmals vernachlässigt wird, während man solchen Dingen Aufmerksamkeit schenkt."

1) Inst. Cap. Gen. I. 20.

Ohne zu entscheiden, was von beiden das Bessere ist, wird man sogleich sehen, daß die Andacht, die sich auf den Tönen schöner Musik zum Himmel aufschwingt und durch ein glänzendes religiöses Schauspiel lebendig erhalten wird, sehr verschieden von jener ist, die mit geschlossenen Augen und abgezogenen Sinnen das Lob Gottes singt und zu gleicher Zeit ohne vermittelnden Kanal auf die himmlischen Mysterien gerichtet ist. Diese letztere Art von Andacht kann ohne Gefahr nur in der katholischen Kirche bestehen, deren Glaubensbekenntniß fixirt und deren Glaube unveränderlich, während sie selbst ein sichtbarer Leib, das Bild ihres Herrn, ist. Stephan konnte daher wohl bis zu einem gewissen Grade die Hülfe der äußeren Religion verwerfen; denn sein im katholischen Glauben erzogener Geist hatte einen bestimmten Gegenstand, auf dem er weilte, die heilige Dreifaltigkeit, mit den darin enthaltenen unerschöpflichen und unbegreiflichen Schätzen der Contemplation. War auch der Kelch nicht von Gold, so wußte er doch, was darin war: sein göttlicher Heiland selbst; und er konnte an die Heiligen mit ihren Palmen und Kronen im Himmel denken, wenn ihre Gestalten auch nicht in Abbildungen um ihn waren. Wenn auch ferner Sculpturen und Gemälde nicht erlaubt waren, so war doch ein Bild ausdrücklich hiervon ausgenommen: Crucifixe von Holz, nach dem Leben gemalt, waren in der Kirche angebracht und diese müssen, der Farbe und dem Material nach, lebendiger gewesen sein, als silberne oder goldene, selbst gut gearbeitete Figuren gewesen sein konnten. Es muß ferner bemerkt werden, daß auch die Architektur gewissen Einschränk-

ungen unterlag; die alte, zu Stephans Zeiten erbaute Kirche von Citeaux existirte noch, als Martene das Kloster besuchte [1]); sie stand in ihrer ganzen Einfachheit neben dem großen und prachtvollen neuen Gebäude, eine merkwürdige Reliquie der alten Zeiten Citeaux'; dennoch wird trotz des Contrastes ihre Schönheit von dem Benedictiner gepriesen. Die Richtschnur, welche sich Stephan gezogen hatte, war daher eine bestimmte, Kostbarkeit, Pracht und unnöthige Ornamente waren ausgeschlossen, dagegen Schönheit der Form beibehalten. Er wollte keine unförmliche Tafel zulassen, obschon er Gewänder von Goldstoff verwarf; auch wollte er keine Kirche von unschöner Bauart, obgleich er die Einfachheit liebte. Man kann sich kaum einen bessern Typus von Citeaux denken, als eine große normännische Kirche, wie man sie in den Abteien von Caen sieht, mit ihren großen Rundbogen und einfachen, um einen massiven Pfeiler gehäuften Schäften; selbst ihre strengen Capitäle, die an eine Nachahmung der Architektur des römischen Reiches erinnern, könnten als Beweis dienen, wie Stephan in Allem auf den heil. Benedict, als sein Vorbild, zurückging.

Diese neuen Verfügungen des Abtes von Citeaux waren um so kühner, als sie den stimmführenden

---

1) Voy. Lit. I. 223. Martene sagt hier gelegentlich, diese Kirche sei 1106 eingeweiht worden; wäre dies, so müßte sie eine andere, als die vom Herzog von Burgund erbaute gewesen sein. Cistercienser-Historiker erwähnen nichts davon, und wir haben es im Text unerörtert gelassen, weil der Benedictiner keine Autorität für diese Behauptung anführt, obschon sie an sich ganz wahrscheinlich ist.

religiösen Männern des Tages direct entgegen waren. Der heil. Hugo von Clugny starb gerade in dem Jahre, da sie in Kraft gesetzt wurden, und der Stand der Dinge, wie ihn der Heilige in Clugny eingeführt hatte, gewann natürlich eine neue Sanction aus dem geheiligten Andenken, das er hinterließ. So sehr sich Hugo und Stephan in anderen Beziehungen von einander unterschieden, kann doch nichts so sehr die Verschiedenheit ihrer Geister zeigen, wie der Contrast zwischen ihnen in diesem einzelnen Punkte. Der heil. Hugo hatte eine große Vorliebe für kirchlichen Schmuck. „Er sagte," schreibt sein Biograph, „mit dem Propheten: „Herr, ich habe lieb die Schönheit Deines Hauses und den Ort, wo Deine Herrlichkeit wohnet;" und was immer die Frömmigkeit der Gläubigen spendete, verwandte er gänzlich auf die Ausschmückung der Kirche oder auf die Unterstützung der Armen[1]). Die große Kirche, die er in Clugny erbaute — wie es heißt, auf einen in einer Vision erhaltenen göttlichen Befehl — wurde zu den schönsten seiner Zeit gerechnet. Sie enthielt im Chor für 220 Mönche Stühle, hatte zwei Seitenschiffe und zwei Transepte und führte dem Ganzen durch zwei sehr große Blenden Licht zu. Am oberen Ende war eine schöne Apsis, die von acht Marmorsäulen, deren jede von zwei Männern kaum umspannt werden konnte, getragen wurde. Alle Kostbarkeiten der Welt wurden zur Ausschmückung dieser herrlichen Basilika verwendet; besonders fesselte das Auge des Beschauers der schöne, vor dem Hochaltar hängende Kronleuchter, der, ein

---

1) *Hildebert*, Bibl. Clun. 420.

Geschenk Mathildens, der Königin von England, nach dem im Exodus [1]) erwähnten Muster verfertigt war; er war von Gold und Silber und seine feinen Arme funkelten von Krystallen und Beryllen, die unter seinen schön gearbeiteten Lilien verstreut waren [2]). Selbst die ungeheuere Halle, die das Refectorium des Klosters war, hatte ihre besonderen religiösen Ornamente; sie war ringsum mit Gestalten der Heiligen des alten und des neuen Testamentes und der Gründer und Wohlthäter Clugny's bemalt; aber der Hauptgegenstand war ein großes Bildniß unseres Herrn mit einer Darstellung des schrecklichen Gerichtstages. Alle Ceremonien in der Kirche waren außerordentlich feierlich und imposant, beim Dämmerlicht der engen, durch die dicken Mauern gebrochenen Fenster besehen, wie beim Schein der durch die weiten Blenden strahlenden Sonne, oder auch bei ihrem Kerzenglanze und besonders mit den sieben Lichtern vor dem heiligen Kreuze in der Nacht der Geburt unseres Herrn, wenn die Kirche mit reichen Vorhängen geschmückt war, und alle Glocken läuteten und die Brüder in Prozession durch die Kreuzgänge zogen, die Herzen noch glühend von den Worten, die der gute heil. Hugo am Abend zuvor im Kapitel gesprochen [3]). Wer könnte den heiligen Abt tadeln, daß er die Sinne für den Dienst der Religion warb? Ihm selbst, der in seiner Einfachheit in der Küche die Bohnen wusch, wenn die Reihe an ihn kam [4]), konnte man nicht den Vorwurf der Prachtliebe oder

---

1) Exod. XXV. 31—39. — 2) Bibl. Clun. 1640. — 3) *Udal.* I. 11. 46. Bibl. Clun. 1273. — 4) *Udal.* I. 46.

des Stolzes machen. Sein Herz sah in den Schönheiten des Heiligthums nur ein Abbild des Gottesdienstes in den Vorhöfen des Himmels und wurde durch den Schein des Glanzes um ihn her nicht bestrickt oder zur Erde herabgezogen. Dennoch war dies Alles, wie wir schon oben sagten, erst aus der Regel des heil. Benedict entwickelt worden und scheint von diesem nicht beabsichtigt gewesen zu sein. Wenn derselbe in einem Cluniacenser-Kloster umher gegangen wäre und dessen grotesken Ornamente mit den aus dem reichen Blätterwerk hervortretenden Affen und Centauren, den Jägern mit Hörnern und Hunden und den miteinander kämpfenden Rittern an den Mauern[1]) gesehen hätte, so würde er kaum gewußt haben, wo er wäre. Ohne Zweifel war Stephans Begriff vom Mönchsthum der ursprüngliche, den die Zeit verändert, wenn nicht verdorben hatte. Der heil. Hugo wollte die Kirche innerlich ganz herrlich und ihr äußeres Gewand goldgewirkt haben; aber Stephan wünschte sie ihrem Herrn ähnlich, an Dem keine Lieblichkeit, wie sie den Menschen gefällt, gefunden wurde. Stephans Hirtenstab war ein gebogener Stock, wie ihn ein Greis tragen kann; jener Hugo's war mit Blätterwerk von Silberarbeit überladen und mit Elfenbein eingelegt[2]); aber die Seelen Beider waren das Gebilde des einen heiligen Geistes, der Jeden Seinem Willen gemäß besonders gestaltet. Ob auch der Abt von Clugny alle Schätze der Kunst und der Natur benützte und zum Dienste Gottes anwandte, während Stephan anderer-

---

1) *St. Bern.* Apol. ad Guil.
2) Voy. Lit. I. 226.

seits in vielen Fällen die Hülfe der äußeren Religion verwarf, so konnten doch Beide eine Stelle in der katholischen Kirche finden, deren Gottesdienst nicht fleischlich und doch ebensowenig in jener falschen Art geistlich ist, daß er aufhören müßte, der Leib des Herrn zu sein.

Eilftes Kapitel.

Stephan in Zeiten der Noth.

Die Folgen von Stephans kühner Verzichtleistung auf die Protection des Herzogs von Burgund und alles Dessen, was die Welt in die Einsamkeit Citeaux' locken konnte, machten sich bald fühlbar. Im Jahre 1110 stellte es sich heraus, daß die Welt geneigt war, Diejenigen zu vergessen, welche sie vergessen hatten. Denn weder durch schlechte Ernten, noch irgend eine andere bekannte Ursache wurde der Convent nicht nur in einen Zustand der Dürftigkeit, sondern bis zur völligen und äußersten Armuth gebracht, und Niemand fand sich, ihn daraus zu befreien. Stephan war nur ein armer Abt; er hatte kaum ein Jahr in seiner neuen Würde zugebracht und mußte sich nun schon als den Herrn einer verhungernden Verbindung sehen. Aber er hatte schon Lehrgeld gezahlt und wußte, daß der Herr Seine Diener nicht in der Tiefe ihres Waldes dem Hungertod überlassen werde. Sein Antlitz verlor daher nicht im mindesten seinen lächelnden Ausdruck wegen dieser Nöthen, und er richtete durch seine eindringlichen Worte auch seine Brüder auf. Endlich erreichte die Noth im Kloster den höchsten Grad und eines Tages meldete der Bruder Kellermeister dem Abte, daß er nicht einmal mehr für einen Tag Vor-

rath im Hause habe. „Sattelt mir zwei Esel," war Stephans einzige Antwort, und als dies geschehen, bestieg der Abt selbst den einen und gebot einem Laienbruder, den andern zu besteigen. Alsdann befahl er dem Laienbruder, in einem gewissen Dorfe von Thüre zu Thüre Brod zu betteln, während er selbst in einem anderen Dorfe betteln wolle, und bestimmte einen Ort, wo sie sich nach Beendigung ihrer Runde treffen sollten.

Einem vorübergehenden Fremden mußte der heilige Mann wie einer jener Sarabaiten oder wandernden Mönche, von denen der heil. Benedict spricht, auf einer ihrer Betteltouren erscheinen, so seltsam muß seine Gestalt auf dem Rücken des unedlen Thieres, in seinem weißen Gewande und mit der groben Kapuze über dem geschorenen Haupte ausgesehen haben; aber sein Antlitz strahlte vor Freude, denn niemals war er seinem göttlichen Heiland ähnlicher gewesen, als da er nun bis zum Bettler erniedrigt war. Nachdem er bettelnd das Dorf durchwandert hatte, begegnete er dem von seiner Mission zurückkehrenden Laienbruder. Als sie zwischen ihren Säcken einen Vergleich anstellten, zeigte es sich, daß der des Bruders viel voller war, als der seines Oberen. „Wo bist du betteln gewesen?" fragte der Abt mit einem Lächeln. „Ich sehe, du hast in dichteren Stoppeln gesammelt, als ich. Wo, ich bitte dich, hast du gesammelt?" Der Laienbruder antwortete: „Der Priester, den ihr kennet, hat meinen Sack so wohl gefüllt;" und er nannte des Priesters Namen. Sogleich fiel es dem Abte ein, daß derselbe seine Stelle durch Simonie erhalten hatte. Es war damals der Kampf um die Investitur am heftigsten

entbrannt und Stephan schauderte davor, aus Händen, die mit einer solchen Sünde befleckt waren, irgend Etwas empfangen zu sollen; deßhalb weinte er laut und rief: „Ach, ich bitte dich, warum nahmst du dort Etwas an? Wußtest du denn nicht, daß jener Priester durch Simonie angestellt worden ist? Und was er angenommen hat, ist Aussatz und Raub. So wahr Gott lebt, wir wollen von Allem, was er uns gegeben hat, Nichts anrühren. Gott verhüte, daß wir von seiner Sünde essen sollten und daß sie in die Substanz unseres Leibes verwandelt werde!“ Alsdann rief er einige Hirten herbei, die in der Nähe waren, und leerte den ganzen Inhalt des Sackes in deren Schooß. Dies ist nur ein, beinahe durch Zufall erhaltenes Beispiel der Schwierigkeiten, unter denen der Convent zu wirken hatte, und der uneigennützigen Weise, in welcher Stephan verfuhr. Die Einzelheiten ihres täglichen Lebens in diesen Prüfungszeiten sind vergessen worden. Ohne Zweifel wurden viele andere Züge derselben Art durch die Mönche erzählt und späteren Zeiten überliefert, wie die von uns mitgetheilte Geschichte durch Meister Peter, mit dem Beinamen Cantor, erzählt wurde; aber die Klostertraditionen sind ausgestorben und die Chroniken haben nichts mehr berichtet, bis wir zu den letzten Scenen kommen, welche diese Zeiten der Heimsuchung abschlossen.

Endlich wurde die Noth der Brüder durch ein, wenn man so sagen will, seltsames Zusammentreffen gelindert; die Mönche nannten es ein auf Stephans Gebete durch Gott gewirktes Wunder; und wenn die Sache an sich wahr ist, müssen wir ihnen Recht geben. Es scheint uns nur schriftgemäß, wenn wir glauben, daß

sich ereignete, was der liebe Heiland versprochen hat: „Wahrlich, sag' ich euch, wer an mich glaubt, der wird die Werke thun, die ich thue, und er wird noch größere als diese thun; denn ich gehe zum Vater." Doch der Leser möge selbst urtheilen.

Es war eine schwere Zeit, die Zeit dieser offenbaren höchsten Armuth Citeaux. Während der Fasten war sie von keiner großen Bedeutung; aber die Fasten gingen vorüber und Ostern kam, ohne Hülfe zu bringen. Dennoch ließen die Mönche, von der Heiterkeit ihres Abtes aufrecht gehalten, den Geist nicht sinken, sondern freuten sich nur um so mehr, weil sie um Christi willen litten. Endlich kam Pfingsten und es stellte sich heraus, daß sie kaum für den Tag Brod im Hause hatten. Demungeachtet trafen die Mönche für die Messe dieses großen Tages die Vorbereitungen mit entzückter Freude; mit überfluthendem Herzen sangen sie die feierlichen Gesänge, und bevor die Messe vorüber war, belohnte Gott ihren Glauben: von ganz unerwarteter Seite her kam Hülfe an die Pforte des Klosters. „Bei diesen und ähnlichen Ereignissen," sagt der alte Mönch, der dies erzählte, „erwog der Mann Gottes, Stephan, bei sich, wie wahr die Worte der heiligen Schrift sind: Die den Herrn fürchten, sollen in nichts Gutem Mangel leiden, und betrachtete die Güte und Barmherzigkeit Gottes gegen ihn und seine Brüder; er schritt vor in heiliger Gottseligkeit und siegte in den Kämpfen heiliger Armuth, wie in allen Arten von Reichthümern." Endlich trat die Krisis ein. Nach Gottes Zulassung waren am weißen Sonntag ihre Leiden noch nicht vorüber, ja, sie hatten ihren höchsten Grad erreicht, und mit ihnen stieg der Glaube des Abtes. Er

rief einen der Brüder zu sich, und, wie derselbe Geschichtsschreiber sagt, indem der Geist Gottes aus ihm sprach, sagte er zu diesem: „Du siehst, geliebtester Bruder, daß wir durch Mangel in die größte Verlegenheit versetzt sind; ja beinahe ist das Leben unserer Brüder durch Hunger, Kälte und andere Leiden gefährdet. Gehe denn auf den Markt von Vezelay, der bald angehen wird, und kaufe dort drei Wagen und für jeden Wagen drei zum Ziehen taugliche, starke Pferde, deren wir zum Tragen unserer Lasten so sehr bedürftig sind. Und wenn du die Wagen mit Kleidern und Speisevorräthen und anderen Bedürfnissen beladen hast, dann bringe sie mit dir und kehre freudig und glücklich zurück.“ Der arme Bruder war über den Befehl des guten Abtes erstaunt und vermuthlich verletzte es ihn, daß er so zum Besten gehalten werden sollte. Trotzdem sagte er im Geiste heiligen Gehorsames: „Ich bin bereit, mein Herr und Vater, deinen Befehlen zu gehorchen, wenn du mir nur Geld geben willst, diese Sachen einzukaufen!“ Daran aber dachte der Abt nicht; er war in seinem edlen Herzen überzeugt, daß die Krisis gekommen und daß Gott ihnen nun helfen werde. Wie ein Arzt eine auf ihrer Höhe angekommene Krankheit tiefer zu erkennen vermag, als die Umstehenden, so kann der geistliche Mensch die Vorsehung Gottes tiefer ergründen, als die anderen. Er ertheilte daher seine Befehle in so ruhigem Tone, als ob ihm die Reichthümer Peru's zu Gebote ständen. Ohne das Erstaunen des Mönches zu beachten, sagte er: „Du mußt wissen, mein Bruder, daß ich im ganzen Hause nur drei Pfennige fand, als ich in Sorge und Angst nach Mitteln suchte, um den Bedürfnissen

unserer Brüder abzuhelfen. Nimm sie, wenn du willst. Im Uebrigen, was auch fehlen mag, die Barmherzigkeit unseres Herrn Jesu Christi wird dafür sorgen. Gehe denn ohne Furcht, denn der Herr wird seinen Engel mit dir senden und deinen Weg segnen." Es ist nicht gesagt, ob der Mönch die drei Pfennige mitnahm; aber sicher ist es, ob er sie mitnahm oder nicht, daß sie ihm auf seiner Mission nicht viel geholfen haben würden. Dennoch begab er sich nach der von dem Abte genannten Stadt. Dort angekommen, ging er zum Hause eines Freundes und erzählte ihm seine Anliegen. Nun begab es sich, daß ein reicher Nachbar dieses Freundes auf dem Sterbebette lag und den Armen Almosen spendete. Zu diesem verfügte sich der Mann und erzählte ihm von der Noth der Mönche von Citeaux, deren Heiligkeit im ganzen Lande so berühmt war. Als der Sterbende dies hörte, sandte er nach dem Mönche und gab ihm so viel Geld, als er zum Einkauf all' der vom Abte befohlenen Sachen nöthig hatte. Hierauf ging der Mönch fort, kaufte seine drei Wagen und neun Pferde, wie alle Artikel, deren die Brüder so dringend benöthigt waren, und machte sich dann fröhlich auf den Heimweg nach Citeaux. Als er sich dem Kloster näherte, sandte er dem Abte eine Botschaft von seiner Rückkehr und von seiner Begleitung. Im heiligen Entzücken seines Herzens versammelte Stephan das Capitel und sagte: „Der Gott der Barmherzigkeit, der Herr Gott der Barmherzigkeit ist mildthätig und freigebig gegen uns verfahren. Ja, wirklich edelmüthig, wirklich großmüthig bist Du gewesen, der Du für uns sorgest, unser Hirte, Deine Hand öffnest und unsere Armuth mit Ueberfluß segnest." Alsdann

zog der Abt seine heiligen Gewänder an, nahm den Hirtenstab in die Hand und ging mit dem ganzen Convent in Prozession mit Kreuz und Weihwasser dem Bruder und dessen Geleite bis an das Thor der Abtei entgegen.

Dies war die letzte der Prüfungen, welche Stephan in Folge des Mangels der Temporalien in seinem Kloster zu überstehen hatte. Die Almosen der Gläubigen flossen reichlich ein und der Kellermeister brauchte nie wieder dem Abte anzuzeigen, daß die Vorrathskammer leer sei.

Zwölftes Kapitel.

Das Sterben in Citeaux.

Doch war noch nicht Alles vorüber; die schwerste aller Prüfungen sollte noch kommen, eine weit schlimmere, als die Widerspänstigkeit der Mönche von Molesme oder die Noth von Citeaux. In den Jahren 1111 und 1112 brach unter den Brüdern ein Sterben aus und Stephan sah viele seiner geistlichen Kinder vor seinen Augen dahin schwinden. In jenen Jahren war die ganze Kirche krank; denn Papst Paschalis wurde vom Kaiser Heinrich V. gefangen gehalten und was noch schlimmer war, gab das Investiturrecht auf. Damals sprachen viele Bischöfe harte Worte gegen den herrschenden Papst, daß er abgesetzt werden solle, und die ganze Welt verlor den Muth. Aber Paschalis' Reue und die Festigkeit der Bischöfe, besonders die Guido's, des Erzbischofs von Vienne, rettete die Kirche bald darauf. Während dieser Zeit der Verwirrung für die ganze Christenheit war Citeaux ganz besonders in Trauer. Erst schied Ein Bruder und bald darauf ein

Anderer; abgesehen von allen sonstigen Rücksichten muß der Verlust von Männern, welche des Tages Last und Hitze mit ihm getragen hatten, für Stephan höchst schmerzlich gewesen sein. Die Bande, welche im Leben wie im Tod ein Glied einer religiösen Gemeinschaft mit dem anderen verknüpften, waren die allerstärksten. Wie sie im Leben einander in der mühevollen Aufgabe, das Fleisch zu kreuzigen, beistanden, so halfen Diejenigen, welche auf der Erde zurückblieben, ihren Brüdern, die vor ihnen von dieser Welt schieden, im Tode durch ihre Gebete und durch ihre Anwesenheit. Obgleich die Mönche ihr ganzes Leben hindurch in häufigen Meditationen dem Tod in's Auge sahen, so hielten sie sich für diesen furchtbaren Moment doch niemals für zu gut vorbereitet. Und er ist furchtbar, nicht nur, weil die Seele im Begriffe steht, vor ihrem Gott zu erscheinen, sondern weil sie auch in wirklichen Kampf mit dem Teufel tritt, der oftmals alle seine Kraft zu einer letzten Anstrengung aufbietet und sich bemüht, den Glauben des Sterbenden zu erschüttern. Es war daher im Convent Regel, daß sich alle Brüder um das Sterbebett eines verscheidenden Mönches versammelten, um demselben gegen seinen geistlichen Feind beizustehen. Der Tod eines Bruders hatte daher für jedes Glied eines Conventes ein persönliches Interesse und von diesem Gesichtspunkte aus allein schon muß der allmählig erfolgende Tod seiner Freunde für Stephan eine bittere Prüfung gewesen sein. Als Abt war es seine Aufgabe, mit Albe, Stola und Manipula angethan und seinen Hirtenstab in der Hand, an der Spitze der Brüder in das Zimmer des Sterbenden zu gehen, ihm die letzte Oelung zu geben und das heilige

Kreuz küssen zu lassen[1]). Immer und immer wieder während dieser beiden schmerzvollen Jahre wurde er an das Lager eines Bruders gerufen, um, ehe die Seele aus dem Leibe schied, seine Glieder zu salben. Und wie oft, wenn der letzte Todeskampf wirklich gekommen war, hallten die harten Schläge an die hölzerne Tafel[2]), die gewöhnlich den Convent zusammenriefen, mit dem Geläute der großen Glocke durch das Kloster, um die Brüderschaft an das Todtenbett eines Bruders zu rufen! Alsdann wurde eilig jede Arbeit aufgegeben, sogar der Gottesdienst abgebrochen und Alle begaben sich in das Zimmer des Sterbenden, indem sie laut das Glaubensbekenntniß hersagten. Dort lag er auf Asche, die in Form eines Kreuzes auf den Fußboden gestreut war, denn in dieser Lage starben die Mönche; und hierauf empfahlen sie seine Seele dem lieben Gott, mit Litaneien und den Bußpsalmen. Bei all' diesen Trauerceremonien und bei all' den übrigen, die vor und nach dem Begräbniß um die Leiche herum gehalten wurden, nahm Stephan als Abt die Hauptstelle ein. Stillschweigend vervielfältigten sich die Kreuze und Gräber vor ihm auf dem Kirchhofe und noch kamen keine Novizen, um die leeren Stühle Jener, die gestorben waren, einzunehmen.

Die Ursache des Sterbens ist nicht bekannt; es mag sein, daß der morastige Boden des Waldes nicht gehörig ausgetrocknet worden war und daß die Brüder der sumpfigen Luft, gegen welche ihr Leib in Folge der langen Abstinenz ganz besonders empfindlich war, unterlagen. Der Strenge ihrer Lebensweise allein kann

---

1) Usus. Ord. Cist. I. 93. — 2) Tabula.

es nicht zugeschrieben werden, denn Tausende traten später in ihre Fußstapfen und starben hochbetagt; dennoch schob es die Welt gewiß dieser Ursache zu und selbst die Mönche jener Zeit pflegten den Convent als einen von Gott wegen seiner fanatischen Kasteiungen mit dem Fluche belegten zu betrachten.

Stephans Sorgen vermehrten sich auf diese Weise und er fand keinen anderen Trost, als den ihm die Zeit des Gottesdienstes gewährte. Es wird von ihm erzählt, daß er, nachdem die Abendcollation gelesen worden, beim Eintritt in die Kirche an der Thüre stehen zu bleiben und mit der Hand wider dieselbe zu drücken pflegte. Einer der Brüder, den er besonders liebte, bemerkte häufig diese schweigende Bewegung, wenn er in die Kirche trat, und wagte es, ihn um deren Bedeutung zu fragen. „Der heilige Vater," erzählt das Exordium, „antwortete: Ich muß den Tag über so vielen Gedanken in Bezug auf die Ordnung des Hauses freien Lauf lassen; diesen allen gebiete ich, außerhalb der Thüre zu bleiben; und ich sage ihnen, sie sollen sich nicht hereinwagen, sondern bis morgen warten, wo sie mich nach der Prim alle bereit finden." Wenn es nun auch dem Abte gelang, die niederschlagenden Gedanken in den ruhigen Stunden der Nacht, während die Mönche in der Kirche das Officium sangen, zu verscheuchen, so kehrten sie doch mit zehnfacher Gewalt im Laufe des Tages zurück, wenn alle Sorgen des Hauses auf ihm lagen, während seine geistlichen Kinder mit dem Tode rangen. Zu Zeiten schwankte sogar sein Glaube; es betrübte seine Seele, daß die Mönche, welche über Citeaux gehöhnt hatten, am Ende doch Recht haben sollten. Die Lebensweise der Cister-

cienser mochte Gott eben doch mißfallen und die häufigen Sterbefälle unter den Brüdern, wie die Unfruchtbarkeit des Klosters konnte eine Strafe dafür sein, daß sie gewagt hatten, über das von Gott Erlaubte hinauszugehen. Der Schmerz an sich ist Gott nicht wohlgefällig, und ein abgetödtetes Leben wird, wenn es sich nicht durch die Liebe mit den Leiden Christi vereinigt, ein einfacher Schmerz, denn einzig und allein Seine Verdienste können unsere Leiden sacramental und in den Augen Gottes verdienstlich machen. Stephan war es gewesen, der seine Brüder in die Wildniß geführt und dort dem Hungertod preisgegeben hatte, und ihr Blut mochte nun von ihm gefordert werden. Diese traurigen Gedanken folterten ihn und machten sich endlich in Worten laut, als er mit dem ganzen Convent wieder an das Todtenbett eines Bruders gerufen worden, der im Begriffe stand, den vielen Bewohnern Citeaux', die bereits gestorben waren, nachzufolgen. Als er diese Worte sprach, wunderten sich alle Brüder über den ruhigen Glauben, womit er sie, ungeachtet der tiefen Sorge, die sie enthüllten, äußerte. In Gegenwart Aller sprach er dann den Sterbenden in folgender Weise an:

„Du siehst, geliebtester Bruder, in welcher großen Betrübniß und Muthlosigkeit wir uns befinden, denn wir haben unser Bestes gethan, auf dem steilen und engen Pfad, den unser heiligster Vater Benedict in seiner Regel angegeben hat, zu wandeln, und dennoch sind wir nicht ganz versichert, ob diese unsere Lebensweise Gott wohlgefällig ist, besonders da wir seit langer Zeit von allen Mönchen unserer Umgebung als Erfinder von Neuerungen und als Menschen, welche Aerger-

niß und Schisma entzünden, betrachtet worden sind. Vor allem Anderen aber bereitet mir Eines den schneidendsten Schmerz, der mir das Herz gleich einem Speere durchbohrt, und das ist die kleine Anzahl unserer Glieder; denn ein Mal um das andere und Tag für Tag kehrt der Tod ein und rafft uns hinweg. Ich fürchte sehr, auf diese Weise wird unsere neue religiöse Anstalt mit uns selbst zu Grunde gehen; denn Gott hat es bis auf diese Zeit nicht für gut gehalten, uns eifrige Personen beizugesellen, welche die Niedrigkeit der heiligen Armuth lieben und durch welche wir die Richtschnur dieser unserer Lebensregel der Nachwelt überliefern könnten. Deßhalb befehle ich dir im Namen unseres Herrn Jesu Christi, dem zu Liebe wir den steilen und engen Pfad, den Er Seinen Nachfolgern im Evangelium zeigt, betreten haben, und kraft deines Gehorsams, daß du, zu welcher Zeit und in welcher Weise unser Herr bestimmen möge, zu uns zurückkehrest und uns Mittheilung macheſt betreffs dieses unseres Zustandes, soweit als es Seine Barmherzigkeit erlauben wird." Er sprach diese Worte mit der ruhigen Zuversicht, die über das Grab hinaussieht, so daß er die Brüder erschreckte; der sterbende Mönch aber sagte, indem ein seliges Lächeln sein Antlitz verklärte: „Gern, mein Herr und Vater, will ich thun, was du befiehlst, wenn es mir nur, durch die Hülfe deines Gebetes, erlaubt wird, deinen Befehl zu erfüllen."

Das Resultat dieses auf den Grenzen des Lebens und des Todes gehaltenen, merkwürdigen Zwiegespräches ließ nicht lange auf sich warten. Der Bruder starb und wenige Tage nach seinem Hingange befand sich der Abt mit den Brüdern arbeitend auf dem Felde;

zur gewöhnlichen Zeit gab er das Zeichen zur Ruhe und sie legten ihre Arbeit für eine Weile bei Seite. Stephan selbst zog sich von den Uebrigen etwas zurück und setzte sich, das Haupt in die Kapuze gehüllt, nieder, um zu beten. Wie er diese Haltung angenommen hatte, siehe, da erschien der abgeschiedene Mönch vor ihm, von einem Glorienschein umgeben und, wie es schien, eher in der Luft schwebend, als auf dem Boden stehend. Stephan fragte ihn, wie es ihm gehe. „Gut, mein lieber Vater Abt," antwortete er, „gut geht es mir und gut wird es dir gehen; denn durch deine Lehre und Fürsorge habe ich es verdient, jene unendliche Seligkeit zu erhalten, jenen unbekannten Frieden Gottes, der über alles Begreifen geht und den zu gewinnen ich geduldig und demüthig die harten Nöthen unseres neuen Ordens ertrug. Und nun bin ich, deinem Befehle gemäß, zurückgekehrt, um dir Kunde zu bringen von der Gnade und Barmherzigkeit unseres Herrn Jesu Christi gegen dich, mein Vater, und gegen deine Brüder. Du hast mir befohlen, dir über eueren Zustand eine gewisse Nachricht zu geben, und ich sage dir nun: lege bei Seite allen Zweifel und sei überzeugt, daß euer Leben und Wandel heilig und Gott wohlgefällig ist. Noch mehr, dein Kummer, daß du keine Kinder zurücklässest, der dir tief im Herzen nagt, wird sehr bald verschwinden und sich in Freude und Triumph verwandeln; denn die Kinder, welche du, der du kinderlos warst, erhalten wirst, werden sogar noch in deine Ohren rufen: „Der Platz ist zu enge für uns; gib uns Platz, daß wir wohnen können [1])." Denn

---

1) Isaias XLIX. 20.

siehe, von dieser Zeit an hat der Herr große Dinge für dich gethan, indem Er viele Männer unter euch sendet, und unter ihnen sehr viele von edler Geburt und großer Gelehrsamkeit. Ja, und wie die Bienen emsig schwärmen und um den Bienenstock herumfliegen, so werden sie ausfliegen und sich durch viele Theile der Welt verbreiten; und aus dieser Saat des Herrn, die durch Seine Gnade hier angehäuft worden ist, wird man in den himmlischen Vorrathskammern viele Garben heiliger Seelen, die aus allen Theilen der Welt gesammelt worden sind, zusammenlegen." Während der Abt diese Worte anhörte, saß er in Freude versunken über die Gunst, die ihm der Herr erzeigt hatte, und obgleich der himmlische Bote seine Aufgabe vollendet hatte, verweilte er doch noch und blieb für Stephan sichtbar. Er hatte die Mission noch während seines Weilens auf der Erde im Gehorsam gegen seinen Oberen übernommen und er durfte nicht ohne die Erlaubniß Dessen, der ihm die Aufgabe gegeben hatte, gehen. Gerade wie er es gemacht haben würde, wäre er noch ein lebender Mönch gewesen, der mit seinem Abte in dem kleinen Sprechzimmer zu Citeaux sprach, so wartete der verklärte Geist auf die Benediction des Vaters. Endlich sagte er: „Es ist nun Zeit, Herr Abt, daß ich zu Dem zurückkehre, Der mich gesandt hat; ich bitte dich, entlasse mich in der Kraft deines Segens." Stephan schrack vor dem Gedanken zurück, sich eine Autorität über diese gesegnete Seele anzumaßen; endlich brach er das Schweigen: „Was hast du gesagt? Du bist aus der Verderbtheit zur Reinheit, aus der Nichtigkeit zur Wirklichkeit, aus der Dunkelheit zum Licht, aus dem Tod zum Leben eingegangen

und du wollteſt von mir geſegnet werden, der ich noch unter all' dieſem Elend ſeufze? Dies iſt ganz allem Recht und aller Vernunft entgegen. Ich ſollte vielmehr von dir geſegnet werden und deßhalb bitte ich dich, ſegne mich!" Aber der verklärte Bruder antwortete: „Nicht ſo, mein Vater; denn der Herr hat dir die Macht des Segens gegeben, Er hat dich auf den Gipfel der Würde und der geiſtlichen Regel geſtellt. Aber mir, deinem Schüler, der ich durch deine heilſamen Lehren den Befleckungen der Welt entgangen bin, mir geziemt es, deinen Segen zu empfangen und ich werde nicht gehen, bis ich ihn empfangen habe." Stephan, wenn auch verwirrt und voller Staunen, wagte doch nicht, ſich zu weigern; er hob die Hand auf und ſegnete ihn und der ſelige Geiſt verſchwand ſogleich, den Abt in Entzücken und Staunen über die Gunſt, welche der Herr ihm gewährt hatte, zurücklaſſend. Es gehörte eine heilige Kühnheit dazu, dieſe myſteriöſe Begegnung zu wünſchen, und nur ein Menſch, der, gleich Stephan, durch das einſame Verweilen bei dem Herrn in Wildniß und Wald die unſichtbare Welt ſich als wirklich vergegenwärtigt hatte, konnte ſeine Ruhe und Geiſtesgegenwart bewahren, als jene Welt ſo plötzlich vor ihm aufgethan wurde. Ein moderner Philoſoph hat aus reinem Muthwillen über das Grab Scherz getrieben und ein ſolches Uebereinkommen getroffen, wie es Stephan mit ſeinem ſterbenden Schüler gethan; die Kühnheit des Erſteren aber entſprang aus dem Unglauben, die Stephans aus ſtarkem Glauben, und Gott ſtrafte den Ungläubigen dafür, daß er Ihn ſo verſucht, indem Er ihn in ſeinem Irrthum ließ, während Er den heiligen Abt durch eine Viſion be-

lohnte[1]). Keiner darf sich in die unsichtbare Welt wagen, der nicht über der sinnlichen Welt steht.

Stephan aber war nun für alle seine Prüfungen und für sein Vertrauen auf Gott, Der Diejenigen, die auf Ihn bauen, niemals vergißt, reichlich belohnt. Er ging auf einmal aus dem schrecklichen Zustande der Ungewißheit, der ihn gequält hatte, zu einem der Gewißheit ein; es lag noch eine lange und schwere Reise vor ihm und seine Krone war noch nicht gewonnen — ja, sie konnte noch verloren gehen; aber auf alle Fälle war er nun doch überzeugt, daß der Pfad, auf dem er wandelte, wirklich der enge Weg des Herrn war und keiner, den er aus Eigenwillen sich selbst erwählt hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Die Ankunft der Novizen.

Die Vision gab Stephan nicht nur die Ueberzeugung, daß die Lebensweise der Cistercienser Gott wohlgefällig sei, sondern sie schien auch eine rasche Vermehrung der Glieder im Kloster zu prophezeien. Kurz darauf trat ein anderes Ereigniß ein, welches die Mönche als einen Wink derselben Art deuteten. Wieder lag einer der Brüder am Sterben und vor dem

---

1) „Osborne ging nach Westindien, wo er ein großer Advocat wurde und viel Geld verdiente, aber jung starb. Er und ich hatten ein ernstliches Uebereinkommen getroffen, daß Derjenige, welcher zuerst sterben werde, dem Anderen, wenn möglich, einen freundschaftlichen Besuch abstatten und ihm mittheilen solle, wie er die Dinge in jenem anderen Sein gefunden habe. Aber er erfüllte niemals sein Versprechen.“ — Franklins Leben. I. 57.

Verscheiden erzählte er dem Abte, er habe geträumt, eine ungeheuere Menge Menschen habe ihre Kleider in einer Quelle des reinsten Wassers neben der Kirche von Citeaux gewaschen und er habe gehört, wie eine Stimme dieser Quelle den Namen „Aenon“ gegeben habe. Dies war, wie man sich erinnern wird, der Name des Ortes, wo der strenge heil. Johannes der Täufer einer Menge Menschen die Taufe ertheilte. Man deutete also den Traum so, als werde eine große Anzahl von Männern nach Citeaux kommen, um ihre befleckten Gewänder in der Buße rein zu waschen. Was immer die Vision bedeutete, sicher ist es, daß die Tage der Trauer für Citeaux beinahe vorüber waren. Vierzehn Jahre des Wittwenstandes und der Unfruchtbarkeit waren nun seit seiner ersten Gründung vergangen und das fünfzehnte sollte endlich Trost bringen. Im Jahre 1113 ertönte der eiserne Hammer, der an dem kleinen Thore des Klosters hing, und eine große Anzahl Männer zog in das Kloster ein, das kaum von jemand Anderem, als irgend einem Reisenden, den die Nacht im Walde von Citeaux überfallen hatte, besucht wurde. Dreißig Männer zogen ein und baten Stephan, sie als Novizen aufzunehmen. Es befanden sich unter ihnen Männer von mittlerem Lebensalter, die in den Versammlungen von Fürsten geglänzt und bisher nichts Geringeres, als den Pelzmantel und das Panzerhemd getragen hatten, das sie nun mit der armen Kapuze des heil. Benedict vertauschen wollten. Der größere Theil aber bestand aus jungen Männern von feinen Gesichtszügen und edler Haltung, den vornehmsten Häusern Burgunds entsprossen; die ganze Schaar wurde von einem etwa dreiundzwanzigjährigen

Jünglinge von außerordentlicher Schönheit[1]) angeführt. Er war groß von Statur; sein Hals war länglich und fein und seine ganze Gestalt sehr schlank, wie die eines Mannes von schwacher Gesundheit. Er hatte helle Haare und seine Gesichtsfarbe war zart; aber bei all' ihrer Bläße bedeckte doch eine jungfräuliche Rosenfarbe seine Wangen. Sein Antlitz war so, daß es die Blicke mancher hochgeborenen Dame auf sich gezogen hatte[2]); aber eine engelgleiche Reinheit und eine taubengleiche Einfalt leuchtete aus seinen Augen, welche sogleich die hohe Reinheit seiner Seele offenbarten. Dieser junge Mann, der später als der heil. Bernhard bekannt wurde, kam nun, um der Schüler Stephans zu werden, und brachte vier Brüder und eine Anzahl junger Edelleute mit sich, um die leeren Zellen der Novizen von Citeaux wieder zu füllen. Wohl war es der Mühe werth, die ganze kalte, traurige Nacht hindurch zu warten, wenn das endliche Resultat des Fischzugs ein solches sein sollte. „An jenem Tage," sagt ein alter Mönch, „schien der ganze Convent den heiligen Geist gehört zu haben, wie er ihnen antwortete: Singe Lob, o Unfruchtbare, die du nicht gebierest, singe Lob und jauchze, die du nicht gebarest; denn die Verlassene hat mehr Kinder, als die, welche einen Mann hat."

Stephans Erwartungen gingen bis auf den Buchstaben in Erfüllung; jene Regulationen, von denen es

---

1) Siehe die „Beschreibung der Persönlichkeit des heil. Bernhard durch Gaufridus, den vertrauten Freund und Secretär des Heiligen und späteren Abt von Clairvaux." *St. Bernh.* Vit. I. 3. 1. Ed. Ben.

2) Guil. I. 3.

so unwahrscheinlich schien, daß sie dem Convente Novizen gewinnen würden, hatten ihm den heil. Bernhard zugeführt. Wenn er gewünscht hätte, die Lauen und Indifferenten anzuziehen, würde er Regeln anderer Art gemacht haben; so wahr ist es, daß die Kinder der Weisheit ihre eigene Politik haben, freilich eine andere, als jene der Welt. Der heil. Bernhard würde von den Mönchen jedes anderen Ordens mit offenen Armen aufgenommen worden sein — ja, er hätte sich selbst einen Orden schaffen können; aber er zog es vor, das ärmste und verborgenste Kloster in der Welt aufzufinden, und in Citeaux fand er dies, indem er der Geistesrichtung folgte, die auch Stephan als jene einer heiligmäßigen Seele erkannt hatte.

Während der ganzen Zeit der Vereinsamung Citeaux' und der inneren Kämpfe seines Abtes hatte der heilige Geist in der Stille Bernhard geführt und ihn vor der Welt bewahrt, so daß er rein und unbefleckt in diese arme Abtei eintreten konnte. Alles, was ihn betrifft, ist von so außerordentlicher Wichtigkeit für ein klares Verständniß des Werkes, das auszuführen Stephan auf die Erde gesendet worden war, daß die Geschichte ohne Mittheilung der Einzelheiten, die ihn dazu gebracht hatten, sich zu den Füßen unseres Abtes niederzulassen, unvollständig sein würde. Nicht ohne schmerzlichen Kampf war er dahin gebracht worden, wie dies ja immer Gottes Weise ist; alle großen Heiligen haben große Prüfungen gehabt, denn ohne Schmerz kann es keine Kreuzigung geben. Nach dem Tode seiner Mutter, die er zärtlich liebte und welcher Gott die Bildung seiner heiligen Seele anvertraut hatte, dachte er ernstlich daran, Mönch zu werden. Ob-

gleich sie schon in seiner Jugend starb, begleitete ihn doch ihr geheiligtes Andenken bis in das Mannesalter und sie soll ihm sogar erschienen sein und zu dem Klo=ster geleitet haben. Die Schönheit seiner Person und die verderbten Sitten jenes Zeitalters hatten in dieser kritischen Periode mehr als ein Mal seine Reinheit in Gefahr gebracht, und wenn er auch durch die Gnade des heiligen Geistes mitten durch das brennende Feuer ging, ohne es auch nur zu fühlen, beschloß er doch, eine Welt zu fliehen, deren Gottlosigkeit so bodenlos war. Seine edle Geburt würde ihm den Weg zu den höchsten Würden der Kirche eröffnet haben; „aber," sagt sein Biograph, „er überlegte, in welcher Weise er am vollkommensten die Welt verlassen könne, und be=gann zu suchen und auszuspüren, wo er am sichersten und reinsten für seine Seele unter dem Joche Christi Ruhe finden könne. Der Ort, der ihm bei seiner Nach=forschung begegnete, war die neue Ansiedelung Citeaux', wo die klösterliche Zucht wieder auf's Neue zu Dem gemacht wurde, was sie zuerst gewesen. Dort war die Ernte reichlich, aber der Arbeiter waren wenige wegen der außerordentlichen Strenge ihrer Lebensweise und ihrer großen Armuth, zu einer Zeit, da der Eifer der Mönche bei ihrer ersten Bekehrung wohl in keiner Weise im Abnehmen war." Bernhard hatte nicht die Absicht, Mönch zu werden, weil ihm im Hintergrunde die Mitra und der Bischofsstab winkte; sein Ziel war, ein mit Christo in Gott verborgenes Leben zu führen und sein Wandel sollte im Himmel sein. Sein erster Schritt indessen war verhältnißmäßig leicht; aber noch viel mußte geschehen, bevor Stephan seinen erlauchten Schüler in die Mauern Citeaux' aufnehmen konnte.

Bernhard hatte über die Begierlichkeit des Fleisches und über den Stolz der hohen Geburt den Sieg davon getragen; kriegerischer Ruhm, der die Leidenschaft aller seiner Brüder war, hatte keinen Reiz für ihn; dagegen hatte er eine andere schwache Seite, an der ihn der Versucher fassen konnte, und dies war der Stolz der Intelligenz. Niemand kann seine Schriften lesen, ohne den wunderbaren Genius, den sie offenbaren, anzustaunen: dieselbe glühende Beredtsamkeit, welche ihn zu einem christlichen Prediger machte, würde, wäre sie an den Höfen der Könige vernommen worden, sich Alles unterwürfig gemacht und der Scharfsinn, womit er tief in metaphysische Fragen eindrang, würde ihn an die Spitze philosophischer Schulen gestellt haben. Und dies Alles sollte zu Grunde gehen? Seine Zunge sollte in der düsteren Einsamkeit Citeaux' verstummen? Und sein Scharfsinn unter rohen und ungelehrten Mönchen begraben werden? Ja, so war es; Alles sollte gekreuzigt werden, Schönheit der Gestalt, edle Geburt, Lebhaftigkeit und Tiefe der Gedanken, glänzende Beredtsamkeit — Alles sollte an das Kreuz geschlagen und er ein gewöhnlicher Arbeiter, Pflanzer, Schnitter, Pflüger und, wenn dies, auch Heckenschneider und Grubengräber werden, in eine grobe Kapuze gehüllt und in der Gesellschaft niedriggeborener Menschen. Wir haben von einem Bande noch nicht gesprochen und zwar vom stärksten unter allen, das zu zerreißen die meiste Mühe kostete: und das war die Liebe zu Freunden und Verwandten. Die oberflächlichste Bekanntschaft mit seinem Leben wird den schmerzlichen Kampf seiner Neigungen, selbst noch als Abt von Clairvaux, zeigen. Mit welch' leiden-

schaftlichem Kummer trauerte er über den Tod seines Bruders und noch mehr über den geistlichen Tod einer ihm bekannten Person. Und seine liebenswürdigen und glänzenden Eigenschaften hatten ihm außer seinen Verwandten die ganze Blüthe des burgundischen Adels geneigt gemacht. Kaum hatte sich das leiseste Gerücht von Bernhards Absicht verbreitet, so standen sie Alle dagegen auf. Da war seine Schwester Humbeline, eine edle und schöne junge Dame, sein ältester Bruder Guido, ein bereits verheiratheter Mann und tapferer Soldat des Herzogs von Burgund; dann Gerard, der vollendete Ritter, der enthusiastische Soldat und der kluge Anführer, der seiner angeborenen Liebenswürdigkeit wegen so beliebt war; und sein Freund Hugo, Herr von Macon; Alle hielten sein Project für lächerlich und ihn selbst für halb wahnsinnig. Er sollte sich einem Fanatiker, wie Stephan, zu Füßen werfen und sich im Winkel eines einsamen Waldes begraben? Das konnte nicht sein. Für einen Menschen war es freilich unmöglich; sehr möglich aber für Gott. Dies war eines der Wunder vom Kreuze, das in ihrer nächsten Nähe vor sich ging und mit der Zeit ganz Frankreich — ja die ganze Welt erschüttern sollte. Sie selbst mußten entdecken, daß es möglich war. Es war ein gefährliches Ding, Bernhard in seinem Berufe zu hindern, wie sie bald auf ihre eigenen Kosten erfuhren. Aber wenn sie Bernhard auch nicht zu erschüttern vermochten, konnten sie ihm doch viel Schmerz verursachen. Wie er später zugestand, war er nahe daran gewesen, seine Schritte rückwärts zu lenken und sein Kampf war außerordentlich schmerzlich. Ohne das Andenken an seine Mutter wäre er sicher gefallen; aber ihre süßen

Lehren kehrten ihm immer wieder in das Gedächtniß zurück und drängten ihn vorwärts.

Eines Tages, als er auf dem Wege war, seinen Brüdern zu begegnen, die damals bei der Belagerung des Schlosses Grancey unter der Armee des Herzogs waren, strömten diese Gedanken so gewaltsam auf seine Seele ein, daß er in eine am Wege liegende, offenstehende Kirche eintrat und unter einem Thränenstrom mit zum Himmel aufgehobenen Händen sein Herz gleich Wasser vor seinem Herrn und Gott ausschüttete. Von jener Stunde an war das Ziel seines Herzens bestimmt und er richtete seinen Blick fest auf Citeaux. „Aber," fährt sein Biograph fort, „nicht mit taubem Ohre hörte er die Stimme, die sagte: „„Lasset ihn, der sagen hört: Komme!"" Wahrlich, gleich einer Flamme, die das Holz verbrennt, und einem Feuer, das die Berge verzehrt, hier und dort erst Alles rings umher ergreift und dann zum ferner Liegenden fortschreitet, so ergriff das Feuer, das der Herr in das Herz Seines Dieners gelegt hatte, mit dem Willen, daß es dort brennen solle, zuerst alle seine Brüder, mit Ausnahme des jüngsten, der noch nicht zur Conversion gelangen konnte und zurückblieb, um seinen alten Vater zu pflegen, dann seine Verwandten, Gefährten und Freunde und Alle, deren Bekehrung zu hoffen war."

Zuerst kam sein Oheim Galdrich, ein mächtiger Edler und tapferer Ritter, berühmt wegen seiner ausgezeichneten Waffenthaten; er verließ seine schöne Burg Touillon, seine Vasallen und Reichthümer und gab den glühenden Worten seines Neffen nach. Dann entflammte das himmlische Feuer seinen jungen Bruder Bartholomäus; sein Herz war leicht erweicht, denn

er war noch nicht zum Ritter geschlagen worden, indem er noch seine Sporen zu verdienen hatte. Dann kam Andreas, der vierte Bruder; es war eine schwere Prüfung für ihn, die Welt aufzugeben, denn er hatte soeben aus den Händen des Bischofs das Schwert vom Altare empfangen und seine erste Waffenthat vollbracht; aber endlich gab er nach, denn er sah in einer Vision seine verklärte Mutter ihn anlächeln und mit dem Rufe gegen Bernhard: „Ich sehe meine Mutter!“ wandte er der Welt den Rücken. Noch schwerer aber war die Prüfung, als die Reihe an Guy, den ältesten der Brüder, kam. Er war verheirathet und sein junges Weib liebte ihn zärtlich; außer ihr besaß er mehrere Töchter, die im Kindesalter zu verlassen, ihm außerordentlich schwer fiel; und als er endlich doch den Ueberredungen seines Bruders nachgegeben und alle diese Bande zerrissen hatte, war erst noch die größte aller Schwierigkeiten zu überwinden. Es war ein Gesetz der Kirche, daß kein Theil eines Ehepaares ohne die Einwilligung des anderen in das Kloster gehen dürfe, und wie wäre zu erwarten gewesen, daß eine zärtlichliebende Gattin und Mutter sich zu einer Trennung von ihrem Gatten und zum Eintritt in ein Kloster entschließen werde? Bernhard aber erklärte seinem Bruder Guy, daß Gott, wenn sie ihre Einwilligung versage, sie mit einer tödtlichen Krankheit schlagen werde. Und wirklich geschah dies; bald darauf wurde sie schwer krank und „als sie fand,“ sagt William von St. Thierry, „daß es ihr schwer werden würde, wider den Stachel auszuschlagen, sandte sie nach Bernhard“ und gab ihre Einwilligung. Keiner jedoch klammerte sich mit so tief gewurzelter Neigung an die Welt, wie

Gerard, der zweite Bruder; wie wir vorhin sagten, war er ein biederer und hochherziger Kämpe und zugleich ein weiser Rathgeber, während seine Herzensgüte Alle für ihn gewonnen hatte. Die ganze Welt lag offen vor ihm; durch seine Talente war er versichert, zu hohem Rang und Ehren erhoben zu werden, und ritterliche Uebungen waren seine größte Liebhaberei. Ihm erschien das Benehmen seiner Brüder eine reine Thorheit und er wies Bernhard's Rathschläge heftig zurück. Aber das Feuer der christlichen Liebe war doch noch mächtiger, als das leidenschaftliche Streben des jungen Ritters. „Ich weiß, ich weiß," sagte Bernhard, „daß nur der Schmerz deine Ohren für die Weisheit öffnen wird," und indem er mit der Hand Gerard's Seite berührte, fuhr er fort: „Es wird ein Tag kommen, und zwar bald, da eine Lanze diese Seite durchbohren und diesem Rathe zu deiner Errettung, den du jetzt verachtest, einen Weg zu deinem Herzen eröffnen wird; und du wirst in Furcht sein, aber nicht sterben." Einige Tage darauf hatte sich Gerard in der Hitze des Kampfes mitten unter die Feinde gestürzt; er wurde entsattelt und, von einer Lanze gerade an der Stelle, die Bernhard mit dem Finger bezeichnet hatte, verwundet und zu Boden geworfen. Da fielen ihm die Worte seines Bruders ein und er rief laut: „Ich bin Mönch, Mönch von Citeaux." Gewiß dachte Stephan inmitten seiner Bedrängnisse nicht daran, daß der Name seines armen Klosters im Gewühle eines tödtlichen Kampfes gehört worden war und daß ein Edelmann sich diesen sonderbaren Platz zur Ablegung seiner Profeß auserwählt hatte, während Schwerter gegen seine Brust gezückt waren und Lanzen und Wappenschilder ihn um-

fauſten. Trotz dieſes Ausrufes wurde Gerard gefangen genommen und in einem Kerker in der Burg ſeiner Feinde eingeſchloſſen; es gelang ihm jedoch, aus ſeinem Gefängniſſe auf eine wahrhaft wunderbare Weiſe zu entfliehen und ſich ſeinem Bruder Bernhard anzuſchließen.

Nun war die ganze Brüderſchaar gewonnen. Doch war Bernhard noch nicht zufrieden; die Felder waren reif für die Ernte und er ging umher, ſeine Garben einzuſammeln, damit ſie alle in den Kornkammern Citeaux' aufgeſpeichert werden möchten. Auch Hugo, der Herr von Macon, ſollte zu Stephans Füßen geführt werden; die jungen Edelleute zogen ſich zur Selbſtvertheidigung ſchaarenweiſe zuſammen, wenn Bernhard vorüberkam, aus Furcht, durch ſein mächtiges Wort gleichfalls hingeriſſen zu werden; die Mütter verbargen ihre Söhne, damit ſie nicht in der Blüthe der Jugend ſich in ein Kloſter begraben möchten. Alles aber war vergebens. „So Viele," ſagt der Abt von St. Thierry, „als durch die in ihnen wirkende Gnade Gottes und das Wort Seiner Kraft und durch das Gebet und den Eifer Seines Dieners vorher beſtimmt waren, zögerten zuerſt, wurden dann aber im Herzen getroffen; Einer nach dem Anderen glaubte und gab nach."

Dreißig Männer vom edelſten Blute Burgunds waren ſo zuſammengebracht. Da viele von ihnen verheirathet waren, mußten auch ihre Frauen der Welt entſagen; dies Alles zu ordnen, erheiſchte Zeit, und ſechs Monate lang ſchoben ſie ihre Bekehrung auf, bis ihre Geſchäfte bereinigt werden konnten. Die Frauen zogen ſich in das Benedictinerinnen-Kloſter Juilly zurück,

von wo späterhin vermuthlich Viele nach dem ersten Cistercienserinnen-Kloster, der Abtei Tard bei Dijon, übersiedelten.

Als die Zeit zum Einzug in Citeaux herangekommen war, begaben sich Bernhard und seine vier Brüder nach ihrem Familiensitz, der Burg Fontaine, um von ihrem Vater und von ihrer Schwester Abschied zu nehmen. Dies war ihr letztes Auftreten in der Welt; alsdann verließen sie Alles und folgten Christo nach. Der kleine Nivard spielte mit anderen Knaben, als sie vorübergingen. Guy, der älteste Bruder, hemmte sein kindliches Vergnügen für einen Augenblick, um ihm zu sagen, daß alle die ausgedehnten Ländereien um Fontaine und mancher schöne Theil der Erde ihm gehören solle. „Wie," sagte der Knabe, „die Erde für mich, der Himmel für euch! Der Tausch ist kein schöner!" Vermuthlich wußte er damals nicht, was er sagte; aber sobald er konnte, folgte er seinen Brüdern.

So mußte denn der alte Vater mit seiner Tochter Humbeline einsam in seinen verödeten Hallen zurückbleiben; er war jetzt ein dürrer Stamm, dessen ausgezeichnetste Aeste abgehauen waren; sein edles Geschlecht sollte erlöschen, und wenn er in das Grab stieg, sollte die Burg seiner Väter in fremde Hände übergehen!

Nun, könnte gefragt werden, was hat Stephan oder sonst Jemand dadurch gewonnen, daß seine dreißig Novizen eingezogen waren? Welche Entschädigung wird für alle diese so grausam zerrissenen Familienbande, für alle diese auseinandergerissenen, blutenden Herzen, die ihre ungeheilten Wunden in das Kloster

trugen, geboten? Würden nicht Bauern dem Zwecke Stephans vollkommen entsprochen haben, wenn er den Sumpf eines alten Waldes cultiviren wollte, ohne daß er die Herzen der edelsten Familien Burgunds in Trauer zu stürzen gebraucht? Das menschliche Gefühl empört sich, wenn vornehme Edelleute mit ihren Stahlhelmen, ihren glänzenden Harnischen und bunten Waffenröcken auf eine Stufe mit den gemeinsten Feldarbeitern gestellt werden, und das Mitleid regt sich sogar, wenn hochgeborene, in Sammt gekleidete und von Juwelen strahlende Damen Alles bei Seite legen um der groben Sackleinwand und der ärmlichen Sarsche des heil. Benedict willen. Was soll man erst sagen, wenn junge Mütter ihre Gatten und Familien verlassen, um sich in ein Kloster zu begraben? Dort gibt es keine gemalten Fenster und goldene Leuchter und Caseln, Gewänder von Weiß und Gold, um der Illusion zu Hülfe zu kommen. Gefühl wie Phantasie werden gleichmäßig empört, und der natürliche Mensch schaudert vor dem bloßen Gedanken daran zurück. Solche Worte mögen selbst zu Stephans Zeiten gesprochen worden sein; aber „die Weisheit wird von ihren Kindern gerechtfertigt." Ein Wort genügt, alle diese Murrenden zum Schweigen zu bringen: Ecce homo. Die Wunder der Menschwerdung sind eine Antwort auf alle Einwendungen. Warum, kann man ebenso gut fragen, mochte unser göttlicher Heiland ein armer Mensch werden, statt in Purpur und feine Leinwand gekleidet zu erscheinen? Warum war Seine Mutter eine arme Jungfrau? Warum wurde Er in einem Stalle geboren und in eine Krippe gelegt? Warum verließ Er Seine heilige Mutter und stieß sie beinahe zurück, als

sie mit Ihm sprechen wollte? Warum wurde das Herz dieser Mutter vom Schwerte des Schmerzens durchbohrt bei den Leiden ihres göttlichen Sohnes? Warum, wenn ein Tropfen Seines kostbaren Blutes genügt haben würde, die ganze Schöpfung zu erlösen, vergoß Er es Alles für uns? Mit einem Wort, wenn es nicht Unrecht ist, so zu sprechen, warum, da Er nach den Begriffen der Welt eines glorreichen Todes zu sterben vermocht hätte, wählte Er den schimpflichsten, indem Er noch dazu jede Art von Beleidigung und Schmerz für Seele und Leib auf sich häufte? Er that dies Alles, um uns zu zeigen, daß jetzt das Leiden der natürliche Zustand des neuen Menschen werden solle, gerade wie der Genuß der natürliche Zustand des alten Menschen ist. Leiden und Demüthigungen sind die eigentlichen Waffen des Christen gerade in derselben Weise, wie Unabhängigkeit, schrankenlose Herrschaft und Macht die Werkzeuge der Größe dieser Welt sind. Niemand kann sehen, wie alles Dies den endlichen Sieg des Guten über das Böse zu Stande zu bringen vermag; es erfordert Glauben und diesen gibt der Anblick unseres göttlichen Erlösers, nackt am Kreuze und die heil. Maria und der heil. Johannes weinend zu Seinen Füßen. Wenn wir unsere Augen auf das heilige Kreuz gerichtet haben, werden wir uns nicht mehr zu fragen brauchen, wie es möglich sein kann, inmitten der Liebe einer Familie und den Freuden des häuslichen Lebens erlöst zu werden? Gott verhüte, daß Jemand die Möglichkeit läugne! Aber bedarf es für den ersten Blick nicht eines Beweises, daß der Himmel durch ein auf diese Weise zugebrachtes Leben gewonnen werden könne? Wenn wir ferner die

furchtbare Natur der Sünde betrachten, selbst der sogenannten läßlichen Sünde, würde da nicht Mancher wünschen, sein Loos mit dem Stephans zu vereinigen und sie durch fortgesetzte Buße wegzuwaschen? Wenn nun das eben Gesagte noch nicht genügt, den Geist des Lesers zu versöhnen, weil Bernhard und seine Brüder in Gemeinschaft ihren Vater verließen, was der Unterlassung einer positiven Pflicht ähnlich sieht, so möge man bedenken, daß sie selbst glaubten, unter der speciellen Führung Gottes zu handeln. Es wurden wirkliche Wunder gewirkt, ihre Schritte zu leiten; wenigstens waren sie von der Wahrheit dieser Wunder fest überzeugt, und dies genügt für unseren Zweck, denn sie würden einen Act des Ungehorsams begangen haben, wenn sie sich dieser ihrer Ueberzeugung nach göttlichen Führung widersetzt hätten und in der Welt geblieben wären. Man darf sich freilich nicht auf Wunder berufen, wenn man den Geboten Gottes zuwider handelt; so viele Leute aber verlassen ihre Eltern aus Ursachen, die keineswegs religiöser Natur sind, folgen z. B. irgend einem Berufe in einem fernen Welttheile oder heirathen; und wir dürfen sicherlich das Verhalten Bernhards und seiner Brüder, das durch den Erfolg so vollständig gerechtfertigt wurde, entschuldigen. Noch ein Wort: Jedermann wird zugeben, daß Derjenige, der fortwährend über den Himmel und über das Himmlische meditirt und seinen Wandel im Himmel hat, wo Christus zur rechten Hand Gottes sitzt, vollkommener ist, als Jener, der immer an weltliche Dinge denkt. Möge Niemand sagen, daß diese Vollkommenheit unerreichbar sei, denn es ist entschiedene Thatsache, daß sie erreicht worden ist. Stephan und Bern-

hard und mit ihnen viele Tausende anderer Heiligen haben diese Vollkommenheit gewonnen, und sie kann wieder gewonnen werden und wird wieder gewonnen; denn wahrlich, die Kirche ist weder todt, noch haben die Pforten der Hölle sie überwunden. Alle können einen so hohen Zustand auf Erden nicht erreichen, denn es ist nicht Aller Beruf. Es war jedoch offenbar Gottes Wille, daß Bernhards Convertiten so berufen werden sollten, wie dies aus der Thatsache hervorgeht, daß Alle jenen Zustand der Vollkommenheit erreichten. Sie waren glücklich, denn es war ihnen beschieden, sich vor jenen Worten des göttlichen Heilandes: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt, als Mich, der ist Meiner nicht werth!“ — nicht fürchten zu müssen, noch vor jenem furchtbaren Ausspruche gegen Jenen, der bat, seinen Vater bestatten zu dürfen: „Lasset die Todten ihre Todten begraben!“ Ja, noch mehr: sie kannten jenen Segensspruch: „Wahrlich, sage ich euch: es ist Niemand, der Haus, oder Brüder, oder Schwestern, oder Vater, oder Mutter, oder Kinder oder Aecker um Meinet- oder des Evangeliums willen verläßt, der nicht Hundertfältiges dafür erhält, jetzt in dieser Zeit Häuser, und Brüder, und Schwestern, und Mutter, und Kinder und Aecker mit Verfolgungen und in der zukünftigen Welt das ewige Leben.“

Bernhard erhielt sowohl Vater als Schwester zurück; denn sein Vater starb als Mönch in Clairvaux in seinen Armen und auch seine Schwester zog sich späterhin in ein Kloster zurück.

Wer die Predigten des heil. Bernhard über das Hohelied Salomonis liest, wird nicht bezweifeln, daß die Mönche ihre eigenen Freuden haben, die

Niemand verstehen kann, als wer sie selbst empfunden hat.

Vierzehntes Kapitel.

Citeaux' Einfluß.

Gott hatte sich wirklich des für verloren gehaltenen Klosters erbarmt und ihm wieder neue Kräfte verliehen; die unerhörte Bekehrung so vieler adeligen Jünglinge erfüllte die Welt mit Staunen; sie war ein Beweis, daß die Kirche nicht nur nicht todt, sondern nicht einmal eingeschlafen war. Zu Anfang des eilften Jahrhunderts schien die Christenheit ganz entmuthigt und alle Leute glaubten, das Ende der Welt komme; während des ganzen Jahrhunderts rüstete sich die Kirche entweder zu einem tödtlichen Kampfe mit der weltlichen Gewalt oder sie war wirklich in einen solchen verwickelt, und die Welt schien unter dieser jammervollen Verwirrung ihre Marksteine verloren zu haben und nicht zu wissen, was aus all' der Unordnung rings um sie her werden solle.

Mittlerweile fühlte die Kirche selbst die verderblichen Wirkungen des Kampfes; man sah das merkwürdige Schauspiel der Hofbischöfe, die als Minister der Könige handelten und sich in allen Beziehungen wie die ungestümen Adeligen benahmen, von denen sie sich nur durch die Mitra und das Kreuz unterschieden. Wenn man bedenkt, wie sich die Bischöfe in dem Streite zwischen dem heil. Anselm und dem König benahmen oder wie viele in Deutschland auf der Seite des Kaisers gegen den Papst standen, so sieht man, wie das Feudalsystem auf die Kirche gewirkt hatte. Zu Anfang des zwölften Jahrhunderts schien

der Kampf so zweifelhaft, als je, da der Kaiser Heinrich V. als ein „liebender Sohn der Kirche" den Papst Paschalis in der Basilika des heil. Petrus gefangen nahm und ihn nicht freilassen wollte, bis er ihm den Segen gegeben, das heißt, bis er die Frage der Investitur aufgegeben und sich durch die Krönung seines Tyrannen selbst als besiegt erklärt hatte[1]). Dies war aber der letzte Act des großen Kampfes; drei Jahre nach Bernhards Eintritt in Citeaux nahm die Kirche ihre frühere Haltung wieder an, als der Papst im lateranischen Concil seinen Irrthum bekannte und den Bischöfen erlaubte, den Kaiser zu excommuniciren. Die Zeit des Triumphes war für die Kirche nahe; aber wenn sie auch die Mächte der Welt besiegen konnte, wie sollte sie die Ueppigkeit aus ihrem eigenen Schooße verbannen? Es ist in diesem Werkchen deutlich genug gezeigt worden, daß die Klöster selbst vom Geiste der weltlichen Pracht ergriffen worden waren. Das Schlimmste von Allem war, daß sogar Clugny, die Mutter heiliger Prälaten und großer Päpste, entartete; zu den Zeiten des heil. Hugo waren die ungeheueren Reichthümer der Abtei im Dienste Gottes verwendet worden; aber nun nach seinem Tode trat es klar zu Tage, wie unsicher die Lage eines reichen Klosters ist. Ein schlechter Abt genügt, das Ganze zu verderben, und der Nachfolger des heil. Hugo, Pontius, war der Aufgabe, diese große Abtei zu leiten, ganz und gar nicht gewachsen. Er war ein junger, ehrgeiziger Mann, der bei Päpsten, Kaisern und allen Großen hoch in Gunst stand, in wichtigen Angelegen-

1) *Baronius* in Ann. 1111.

heiten den Vermittler zwischen hohen Personen spielte, neben alle dem aber die Geschäfte des Klosters vernachläßigte. Drei Jahre lang ging es dennoch ziemlich gut; aber gerade um die Zeit des aufblühenden Wohlstandes von Citeaux fing er an, die Mönche durch sein hochfahrendes Benehmen zu reizen. Um die traurige Geschichte zu beenden: nach zehn Jahren des Haders verließ er das Kloster im Zorn und der feingebildete und hochbegabte Mann, der einer der Größten seiner Zeit hätte werden können, starb nach verschiedenen aufrührerischen Handlungen excommunicirt im Gefängniß. Aus Rücksicht auf Clugny durfte er in geweihter Erde begraben werden, und noch lange nachher wurde sein Grab, auf dessen Stein er mit einem Strick um Hände und Füße abgebildet war, in der Kirche gezeigt.

Seine schlechte Leitung ruinirte Clugny für längere Zeit und stürzte seine abhängigen Priorate in Unordnung. Wie konnte nun, da der klösterliche Geist so gesunken war, von den, meistens aus den Mönchen hervorgegangenen Bischöfen eine Verbesserung und Hebung erwartet werden? Die Kirche konnte das Feudaljoch abschütteln; aber wie sollte sie den Krebsschaden der Prachtliebe und Ueppigkeit aus ihrem eigenen Schooße ausscheiden, wenn ihre eigenen Lenker davon angesteckt waren? In diesen bedenklichen Zuständen wird die Stimme eines Rufenden in der Wüste gehört, die Jene, welche in weiche Kleider gehüllt, an den Höfen der Könige leben, zur Reue aufruft. Stephans glühende Liebe zur Armuth setzte die Welt in Erstaunen, besonders da Gott dem Werke Seines Dieners das Siegel aufdrückte, indem Er ihm einen Schüler wie Bernhard mit einer Schaar edler Anhänger zu-

führte. Es war eine Bewegung zu Gunsten der heiligen Armuth, welche durch die ganze Christenheit nachzitterte. Robert, Alberich und Stephan hatten somit in der Kirche eine neue Idee in's Leben gerufen; nicht als ob es ihr je an Männern gefehlt hätte, die um Christi Willen arm sein wollten; aber der Cistercienser-Mönch in seinem weißen Gewande und mit seinem Zuge von Laienbrüdern, die für ihn arbeiteten, damit er Zeit zum Gebet und zur Meditation gewänne, ist ein Bild, mit dem kein anderes in einem regelmäßigen System der früheren Zeiten Aehnlichkeit hat. Das Institut der Laienbrüder hatte, wie wir schon oben bemerkt, immer bestanden; aber die Cistercienser brachten es erst in ein System und gaben ihm einen bestimmteren Zweck. Die Laienbrüder übernahmen die Besorgung der Meierhöfe, die oftmals in geringer Entfernung vom Kloster lagen. Dadurch waren die Chorbrüder in den Stand gesetzt, immer im Kloster zu bleiben und ihre Zeit ohne Unterbrechung der geistlichen Lesung und dem Gebete zu widmen. Dadurch nahm die Meditation in dem Systeme eine hervorragende Stelle ein, und dies ist um so bemerkenswerther, als der lange, complicirte und prachtvolle Gottesdienst Clugny's einen großen Theil der Zeit der Mönche in Anspruch nahm. Das Resultat dieses Systems war eine nicht mit Unrecht so zu nennende neue Schule ascetischer Schriftsteller, deren Spitze der heil. Bernhard ist, dem ein Gilbert von Hoyland, Abt von Swineshed in England, Aelred von Rievaux und Wilhelm von St. Thierry folgten; und so begann durch die Cistercienser-Reform die Wissenschaft vom inneren Menschen sich specieller zu entwickeln. Ferner waren

Stephan und seine Schüler bestimmt, auf die Welt einen directeren Einfluß auszuüben, als die alten Benedictiner; dadurch, daß sie eine Reform einführten, welche ihre besondere Richtung auf das Wiederaufleben der heiligen Armuth hatte, nahmen sie eine streitendere Stellung ein, als die Mönche vor ihnen. Sie befanden sich plötzlich in Opposition nicht nur zu den Klöstern, sondern auch zu all' den prachtliebenden Prälaten und Weltgeistlichen, welche die Günstlinge der Könige waren, und somit auch zu den Königen selbst. Wir werden bald sehen, daß alle Reformen in der Kirche naturgemäß mit Citeaux, als ihrem Mittelpunkte, zusammenhingen.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Tag in Citeaux.

Sowohl der heil. Robert, als der heil. Alberich hatten an der Stiftung des neuen Klosters ihren Antheil; aber es war doch vorzugsweise Stephan, der den Cistercienser-Orden stiftete. Vor seiner Zeit war es nur ein einfacher Convent gewesen; unter ihm aber wurde es das Haupt einer ungeheueren Klosterverbindung, die sich über jedes Land Europa's ausbreitete. Stephan war der Schöpfer der inneren Einrichtung dieser großen geistlichen Genossenschaft, und man darf durchaus nicht annehmen, daß es eine leichtere Aufgabe gewesen sei, vielen Tausenden von Mönchen gesetzliche Vorschriften zu geben, als einer gleichen Anzahl von Bürgern eine Constitution zu schaffen.

Bevor wir jedoch fortfahren, Citeaux in dieser erhabenen Eigenschaft als Königin und Mutter eines Ordens zu betrachten, wird es gut sein, die täglichen

Uebungen eines Cistercienser-Conventes etwas kennen zu lernen, damit der Leser das, was vor ihm aufwächst, verstehe.

Den Abt in der Mitte, lagen die Mönche auf Strohbetten, die in zwei langen Reihen im Dormitorium ausgebreitet waren. Jeder von ihnen lag vollständig angekleidet, die Kapuze über das Haupt gezogen, mit Cuculla und Tunika und sogar mit den Strümpfen an den Füßen [1]); nur das Skapulier hatte er abgelegt. Ohne Zweifel hatte sich Keiner über Hitze zu beklagen, denn das Bett war höchst dürftig; es bestand aus einer groben wollenen Decke über dem Stroh und einer Art wollenen Teppich als Zudecke [2]). Der lange Schlafsaal wurde nicht geheizt und der Luftzug konnte nach Belieben unter dem in der ursprünglichen Rohheit seiner Balken gelassenen ungetäfelten Dache wüthen. Eine Lampe erleuchtete das Gemach und brannte die ganze Nacht. Zur bestimmten Stunde weckte die Glocke den Sacristan, der nicht im Dormitorium, sondern bei der Kirche schlief. Er mußte für die ganze Brüderschaft die Zeit angeben und regulirte die Glocke, die eine Art Wecker gewesen zu sein scheint [3]), denn er pflegte sie über Nacht auf die rechte Stunde zu setzen. Der Sacristan hatte ein wichtiges Amt, indem er die Zeit berechnen mußte, und wenn er wachsamer war, als er sein mußte, oder wenn seine Uhr unrichtig ging, so wurde der ganze Convent eines Theiles seiner dürftigen Ruhe beraubt und die letzte Lesung mußte ver-

---

1) Usus Cist. 82.
2) *Calmet* über c. 55. der Reg. St. Ben.
3) Us. Cist. 114.

längert werden, damit die Stunde der Laudes wieder richtig traf. Die Zeit des Aufstehens wechselte bei diesen strengen Beobachtern der alten Regel. Der heil. Benedict schreibt vor, seine Mönche sollten um die achte Stunde der Nacht im Winter aufstehen; zu seiner Zeit aber wechselte die Länge der Stunden im Sommer und Winter. Tag und Nacht waren in zweimal zwölf Stunden eingetheilt; aber da der Tag in gewissen Jahreszeiten eher dämmert als in anderen, so pflegten damals die zwölf Stunden der Nacht in der einen Periode einen geringeren Zeitraum einzunehmen, als in der anderen, und waren demnach kürzer. Die achte Stunde der Nacht mußte auf diese Weise, wenn sie auch immer zwei Stunden nach Mitternacht fiel, doch zuweilen eher darauf folgen, als ein anderes Mal. Sie mußte indessen doch immer auf ungefähr zwei Uhr unserer heutigen Berechnungsweise nach fallen [1]). Im Sommer war die Stunde der Matutin so bestimmt, daß sie kurze Zeit vor den Laudes kam, die immer mit dem Tagesanbruch zusammen fielen. Sobald der Sacristan auf war, putzte er die Lampe in der Kirche und die im Schlafsaale; darauf läutete er die große Glocke. In einem Augenblicke war die ganze Bevölkerung dieser kleinen Welt lebendig, während eine Minute zuvor noch die beiden im Schlafsaale und in der Kirche die ganze Nacht brennenden und wie für die Ankunft des Herrn mit Oel versehenen Lampen die einzigen wachen Dinge zu sein schienen; aber nun ist jedes Auge wach und jede Hand macht das Zeichen des heiligen Kreuzes. Den meisten Menschen fällt es

---

1) *Bona*, Div. Psal. c. IV. 3.

schwer, selbst nur ein Strohlager zu verlassen, und die sieben Stunden im Winter und die sechs Stunden im Sommer waren für den von schwerer Arbeit und fortwährendem Hunger aufgeriebenen Leib der Mönche eben nur gerade genug; der arme Novize mag sich manches Mal gestreckt haben, bevor die Töne der Glocke, die seinen Schlaf unterbrochen hatten, ihn zu völligem Bewußtsein erweckten; aber vom Bett aufspringen und sich sogleich in die Gegenwart Gottes versetzen, war für den älteren Mönch das Werk nur eines Momentes. Das Gebet, das sie beim Aufstehen zu verrichten hatten, ist in der Regel nicht vorgeschrieben; vermuthlich aber beteten sie, nachdem sie sich im Namen der heiligsten Dreieinigkeit bekreuzigt hatten, den Psalm Deus in adjutorium meum intende[1]) und gingen alsdann zur Kirche. Eine nach der anderen glitten die weißen Gestalten geräuschlos durch das Kloster, wobei sie sich dicht an die Mauern hielten, während der Abt auf dem mittleren freien Raum ging[2]). Die Kapuzen waren über das leicht zum Boden geneigte Haupt gezogen, die Augen niedergeschlagen, und die Hände hingen, von den Aermeln der Cuculla bedeckt, bewegungslos an den Seiten zur Erde nieder. Die alte Cistercienser-Kirche, nach deren Plan sogar die prachtvolle Kirche erbaut wurde, die späterhin in den blühendsten Zeiten Citeaux' alle Brüder aufnahm, war in ihrer Einrichtung merkwürdig[3]). Sie war nur für die Mönche bestimmt; außer den Wenigen, die als zufällige Gäste die Abtei besuchten,

---

1) *Martene*, de Antiq. Mon. Rit. I. 27. — 2) Rit. Cist. 1. 5. — 3) Rit. Cist. 1. 3.

durfte sie Niemand betreten, und jelbst Jene durften nicht immer anwesend sein[1]). Sie war in vier Theile eingetheilt; am oberen Ende stand der Hochaltar, von der Mauer etwas entfernt; der einzige Gegenstand, den die Einfachheit der Cistercienser auf demselben erlaubte, war ein gemaltes, hölzernes Crucifix; über demselben hing eine Pyxis, in welcher mit großer Ehrfurcht in einer leinenen Umhüllung das heilige Sacrament aufbewahrt wurde[2]), vor dem Tag und Nacht eine Lampe brannte[3]). Nicht einmal Leuchter scheinen auf dem Altar gestanden zu haben, obgleich während der Zeit der Messe unmittelbar davor zwei große Lichter brannten[4]). Der Theil vor diesem geheiligtsten Platze wurde das Presbyterium genannt; dort standen Stühle für den Priester, den Diakon und den Subdiakon während der für die Darbringung des heiligen Opfers bestimmten Zeit. Dann kam der Chor selbst, wo die Brüder in einfachen, an jeder Seite der Kirche

---

1) Us. Cist. 17. 21. 55.

2) Us. Cist. 21.

3) Siehe c. 82. in der Sammlung der Statuten der Generalcapitel vor seiner Zeit, von Stephans Nachfolger gefertigt. Die Worte „et potest“ zeigen, daß es ein nicht Allen zugänglicher Ort war. Der Lampe geschieht wieder in einer späteren Statutensammlung Erwähnung, Num. 277. Jene, welche die Verehrung, die das Zeitalter des heil. Stephan für das heiligste Altarssacrament auszeichnet, kennen, werden betreffs der Stelle, wo die Lampe hing, sich nicht in Ungewißheit befinden, wenn sie auch nicht ausdrücklich erwähnt wird. Ein gleichzeitiges Beispiel von einem vor dem Hochaltare brennenden Lichte siehe *Matt. Par.* Vit. Pauli. Abb. St. Alb.

4) Us. Cist. 55.

aufgestellten Stühlen saßen. Vor den Stühlen der Mönche hatten die Novizen ihre Plätze; sie knieten entweder auf dem Pflaster oder saßen auf niedrigen Sitzen. Der Stuhl des Abtes stand auf der rechten Seite im niedrigeren Theil des Chores und der Prior saß auf der entgegengesetzten Seite. Außer diesem gab es noch den Retro-Chorus, der nicht die Frauenkapelle war, sondern am anderen Ende der Kirche, dem Schiff ganz nahe, lag und für jene Brüder bestimmt war, die sich wohl genug fühlten, den Krankensaal zu verlassen, oder eine schwächliche Gesundheit hatten [1]). Zuletzt kam das Schiff, das, ungleich den langen und prachtvollen Schiffen unserer Kathedralen, schmäler als die übrige Kirche war [2]). In dieser, mit dem bescheidenen Namen Oratorium genannten Kirche sangen die ersten Väter von Citeaux allnächtlich das Lob Gottes und beteten für die Welt, die außer den Grenzen ihres Waldes im Schlafe lag. Sie hatte mehrere besondere Eingänge, durch welche verschiedene Abtheilungen des Conventes mit raschem Schritte eintraten, um sich aus dem Schlafe zu reißen; Alle aber bewahrten das strengste Stillschweigen. Durch einen Seiteneingang kamen die Brüder zwischen dem Presbyterium und den Stühlen herein [3]), während der Abt und der Prior und die ihnen Zunächststehenden am unteren Ende eintraten; dort befand sich auch eine in den Kreuzgang führende Thüre [4]), durch welche die Prozessionen zogen. Jeder Bruder warf, sobald er eintrat, die

---

1) Us. Cist. 101. Rit. Cist. 1. 3. — 2) Voy. Lit. I. 224. — 3) Us. Cist. 68. Rit. Cist. 1. 5. — 4) Us. Cist. 7. 21.

Kapuze zurück und verbeugte sich vor jedem Altar, an dem er vorüberkam, und dann vor dem Hochaltar. Die Sonntage und einige Feiertage ausgenommen, knieten sie hierauf in ihren Stühlen nieder, die Hände auf der Brust gefaltet und die Füße fest geschlossen, und beteten das Gebet des Herrn und das Glaubensbekenntniß. In dieser Stellung verweilten sie, bis der Psalm Deus in adjutorium gesprochen worden war, worauf sie sich erhoben und während des übrigen Gottesdienstes stehen blieben, wenn es nicht anders bestimmt war. Die Matutin dauerte ungefähr zwei Stunden, während welcher sie abwechselnd Psalmen und Chorgesänge sangen. Das schwache Licht der Lampe sollte eben nur die Dunkelheit der Kirche durchdringen, denn der größere Theil des Gottesdienstes wurde auswendig recitirt, und an jenem Platze, wo die Lesung zu geschehen hatte, war ein Leuchter aufgestellt[1]); hätten sich ihre Lippen nicht bewegt, so hätte man sie für ebenso viele weiße Statuen halten können, denn ihre Arme waren bewegungslos in Form eines Kreuzes über die Brust gelegt[2]) und jede Bewegung war vorschriftsmäßig so ruhig als möglich[3]). Der süße Gesang der ersten Cistercienser ergriff viele ihrer Zeitgenossen wie etwas Uebernatürliches. „Sie feiern," sagt Stephan von Tournay, „den Gottesdienst mit solcher Würde und Andacht, daß man Engelsstimmen in ihrem Chore zu hören glaubt; sie zwingen die Menschen durch ihre Psalmen, Hymnen und geistlichen Lieder Gott zu loben und ahmen die Engel nach[4])."

---

1) Us. Cist. 68. — 2) Rit. Cist. I. 8. — 3) L. c. I. 6. — 4) *Bona*, de Div. Psal. 18. 5.

Und diese Wirkung wurde doch bloß durch den gewöhnlichen gregorianischen Choral, den sie einstimmig sangen, hervorgebracht; wie in den übrigen Theilen des Gottesdienstes waren die Cistercienser auch Reformatoren in der kirchlichen Musik. Sie scheuten in ihrer Einfalt den weiten Weg nach Metz nicht, um sich das Antiphonarium der dortigen Kirche zu verschaffen, da sie glaubten, dies sei von Neuerungen am reinsten gehalten, vermuthlich weil Amalarius, ein Diakon von Metz, in der Zeit von Karls des Großen Sohn ein berühmter liturgischer Schriftsteller war; aber sie fanden bald, daß seit der Zeit des großen westlichen Kaisers manches Jahrhundert über die Kirche weggegangen war. Das Buch war sehr mangelhaft und voller Neuerungen, so daß sie sogleich es zu corrigiren begannen[1]). Die Klostermusik hatte so gut wie die anderen Theile der Regel des heil. Benedict gelitten, und mit Verachtung sprechen unsere Cistercienser von den weibischen Altstimmen, die sie aus ihren Kirchen unerbittlich verbannten[2]). Ihr Gesang war besonders für die Contemplation geeignet; sie verweilten auf jeder Sylbe, und während sie die Worte aussprachen, schlürften sie den honigsüßen Sinn der Psalmen ein. Es ist nicht zu verwundern, wenn die Menschen jener Zeit glaubten, die Teufel müßten zittern und die Engel schrieben in goldenen Buchstaben die von ihren Lippen fließenden Worte nieder[3]), wenn diese ernsten und männlichen Stimmen durch das Dunkel der Nacht den

---

1) Tract. de Cantu, in den Werken des heil. Bernhard.

2) *St. Bern.* in Cant. 47. Inst. Cap. Gen. 71. ap. Nomasticon.

3) Exord. Mag. 2. 3.

Sieg des Guten über das Böse und die Herrlichkeit des Herrn und Seiner Kirche sangen. Wahrlich, Wenige sind würdig, die Psalmen zu singen; wer z. B. kann den 119. Psalm so hersagen, wie er sollte? Stephan aber und seine Brüder konnten diese glühenden Worte des heiligen Geistes ohne Beschämung aussprechen, denn sie hatten wirklich die Welt aufgegeben: „Ignitum eloquium tuum vehementer, et servus dilexit illud.“

Wenn die Matutin vorüber, kehrten sie nicht wieder zum Schlafe zurück, sondern Jeder durfte in der Kirche beten oder sich in das Kloster begeben. Im Sommer, wenn der Tag beinahe sogleich nach Beendigung der Matutin dämmerte, war die so gewährte Zeit sehr kurz, denn die Laudes folgten dicht auf den ersten Schimmer des Morgenlichtes; im Winter dagegen war die Pause zwischen den Laudes und der Matutin bedeutend, und diese Zeit war es, während welcher der Mönch am meisten sich selbst überlassen war. Hier durfte er des inneren Gebetes pflegen, und mancher Mönch konnte dann in seinem Stuhle kniend gesehen werden, mit jener Meditation beschäftigt, die, nach dem heil. Bernhard, „das Ich in sich selbst sammelt und sich mit göttlicher Hülfe von den irdischen Dingen losmacht, um Gott zu betrachten[1].“ Es war eine der Regeln des Ordens, daß sie sich in der Kirche nicht der Länge nach auf den Boden werfen[2], sondern ihre Seelen in Ruhe und ohne heftige Bewegung vor Gott halten sollten. Wieder Andere blieben im Kloster, das mit all' seiner Strenge und Ruhe doch eine geschäftige

---

1) De Con. 5. 2. — 2) Inst. Cap. Gen. 86.

und bewegte Scene darbot. Man darf sich das Kloster durchaus nicht so denken, wie es heute ist, in einem Zustande der Verwüstung, um unsere Kathedralen herum, mit Fenstern, aus denen alle Scheiben gebrochen sind; sein religiöses Schweigen hat nun dem Schweigen des Kirchhofes Platz gemacht. Früher war es das eigentliche Paradies der Mönche, nach welchem der ganze übrige Convent genannt wurde[1]); es schloß ihn von der Welt ab durch „seine erhabene Schutzwehr der Disciplin“ und war ein Vorbild der Ruhe des Himmels. Es war der Gang, durch den jeder Theil der Conventgebäude mit dem Ganzen verbunden wurde und um welchen die Brüder am Palmsonntage, mit grünen Palmen in den Händen, in Prozession herumzogen. Am östlichen Ende der Kirche, im rechten Winkel mit ihr, war das Dormitorium, der Kirche gegenüber das Refectorium und an die Kirche anstoßend das Kapitelhaus[2]); im Centrum stand ein Kreuz. Nach der Matutin waren alle Brüder, die nicht in der

---

1) *St. Bern.* Serm. de Div. 42.

2) *Calmet*, Règle de St. Benoit. ep. 66. Die bei den Prozessionen beobachtete Ordnung stimmt mit Calmets Ansicht überein, s. Us. Cist. 17. Dort heißt es, der Diakon, der voran ging, habe auf der letzten Station der Prozession sein Antlitz dem Osten und seinen Rücken den Brüdern zugewendet. Der ganze Convent blickte daher, wenn er die Runde um den Kreuzgang gemacht und an dem Punkt geendigt hatte, wo er angefangen, nach dem Osten; er mußte daher, von der Kirche ausgehend, sich ostwärts bewegt haben. Und dies fixirt auch den Haltpunkt ihrer ersten Station, der bekanntermaßen das Dormitorium am östlichen Ende der Kirche gewesen ist.

Kirche blieben, im Kloster versammelt. Im einen Theile war der Cantor, der die Lesungen angab und sie von einem Bruder mit gedämpfter Stimme wiederholen hörte, oder ein Novize, der den Psalter auswendig lernte. In einem anderen Theile pflegten die Brüder auf reihenweise geordneten Sitzen in ununterbrochenem Stillschweigen lesend zu sitzen, wobei ihre Kapuzen so um das Haupt gelegt waren, daß man sehen konnte, daß sie nicht schliefen. Hier war es, wo der heil. Bernhard seine wunderbare Kenntniß der heiligen Schrift gewann, indem er vor dem Morgenlichte über sie meditirte. In einer anderen Ecke hatten die Knaben des Klosters unter dem Novizenmeister Schule. Die Bibliothek, aus welcher die Mönche die Bücher, in denen sie lasen, nahmen, lag zwischen der Kirche und dem Kapitelhause und stand unter der Aufsicht des Sacristans; und die Bibliothek eines Cistercienser-Klosters war nicht zu verachten. Ein Lieblingsschriftsteller der Mönche scheint der heil. Augustinus gewesen zu sein[1]), und Citeaux selbst hatte keinen Mangel an Erklärungen der heiligen Schrift durch die Väter[2]). Soll es uns nicht überraschen, wenn wir im Armarium von Clairvaux eine Uebersetzung des Korans finden? Und wirklich war eine solche dort und zwar als Geschenk des Petrus Venerabilis, der ihn sorgfältig hatte übersetzen lassen[3]). Citeaux hatte sowohl sein Scriptorium, als seine Bibliothek, wo von den Brüdern Manuscripte abgeschrieben wurden. Freilich

---

1) *Mabillon,* de Mon. Stud. App. Art. 24. St. Bern. de Bapt.

2) *St. Bern.* Vit. Guilld. I. 24. ap. Ben.

3) *Pet. Ven.* Ep. 4. 17.

würde der Kunstkenner die Handarbeit der Cistercienser nicht gerade hochstellen, denn es waren ihnen keine gemalten Bilder der Heiligen, keine mühsam ausgearbeiteten Anfangsbuchstaben oder Randverzierungen von Blumen und Arabesken erlaubt; auch waren mit Juwelen bedeckte Einbände und goldene Spangen verboten [1]); statt dessen aber wurde die religiöse Schweigsamkeit strenge beobachtet und das Scriptorium war so gut, wie das Kloster selbst, ein Ort für die Meditation [2]). Ihre Arbeiten bestanden nicht im einfachen Abschreiben der Manuscripte; sie gaben sich Mühe, verschiedene Lesarten zu entdecken und differirende Ausgaben miteinander zu vergleichen.

Man hätte glauben können, die kalten Winde des Waldes, wie die brennende Sonne und der durchnässende Regen hätten aus Stephans Geist alles Wissen, das er auf der Schule von Paris gesammelt, vollständig ausgelöscht. Er hinterließ aber ein Werk, das bewies, daß er unter seinem Cistercienserhabit dasselbe Herz behalten hatte, das ihn dereinst gedrängt, sein altes Kloster Sherborne zu verlassen und in Schottland und Frankreich zu studiren. Eine handschriftliche Bearbeitung der Bibel, die unter den Augen unseres Abtes selbst gefertigt worden, wurde bis zur Zeit der französischen Revolution mit großer Ehrfurcht in Citeaux aufbewahrt. Nicht damit zufrieden, lateinische Manuscripte zu Rathe zu ziehen, hatte er sogar zu den Rabbinern seine Zuflucht genommen, um die Lesarten des alten Testamentes festzustellen. Auf diese Weise konnte es niemals an Büchern zur Lectüre der

---

1) Inst. Cap. Gen. 13. 81. — 2) L. c. 87.

Brüder im Kloster fehlen, da die Kunst, solche zu vervielfältigen, dort zu Hause war, so lange es befreundete Klöster gab, die ihnen neue Manuscripte zum Copiren liehen, wenn der ursprüngliche Vorrath der Bibliothek nicht ausreichte.

Da die Cistercienser der natürlichen Eintheilung des Tages folgten, so waren die Stunden im Sommer und Winter, wie wir bereits sagten, bedeutend verschieden; ferner veränderte die kirchliche Eintheilung des Jahres ihre Lebensweise in nicht geringem Grade. Von Ostern bis zum Tage der Erhöhung des heiligen Kreuzes, also bis zum 14. September, frühstückten sie nach der Sext und hatten ein zweites Mahl nach der Vesper, außer an den Mittwochen und Freitagen, die Fasttage waren; während des übrigen Jahres von Kreuzerhöhung bis Ostern hatten sie nur eine Mahlzeit täglich und diese zwar bis zum Aschermittwoch nach der Non, während der Fasten aber erst nach der Vesper. Es wird daher nothwendig sein, eine doppelte Skizze ihrer Lebensweise zu geben, zuerst während des Sommers, dann während des Winters.

Die Laudes folgten, wie bereits gesagt wurde, im Sommer sehr bald auf die Matutin, worauf eine Pause gestattet war, in welcher die Brüder in den Schlafsaal gehen konnten, um sich zu waschen und einzelne Theile des Anzuges, in dem sie geschlafen hatten, zu wechseln. Sobald der Tag völlig angebrochen war, wurde die Prim gesungen, worauf sie in das Kapitel gingen. Wenn es irgend eine Scene gibt, die den menschlichen Stolz verletzt, so war es das Kapitel; es zeigt mehr, als sonst irgend ein Theil des Mönchslebens, daß ein Kloster kein Ort war, wo man nur in Kleidern von

besonderem Schnitte herumging und die Zeit mit Formalitäten zubrachte, sondern daß es eine Schule der Demuth war, wo selbst die letzten und kleinsten Wurzeln der Selbstliebe ausgerissen und an ihrer Stelle die der Liebe des Evangeliums gepflanzt wurden. Die Demuth war die eigentliche Seele des Klosters und ein großer Theil der Regel des heil. Benedict beschäftigt sich mit einer Darlegung der zwölf Stufen der Demuth, welche die Sprossen einer zur vollkommenen, die Furcht ausschließenden Liebe führenden Jakobsleiter bilden [1]). Unsere Cistercienser hatten diesen Theil der Regel wohl studirt und das erste Werk des heil. Bernhard ist eine Art Commentar darüber.

Der Ort, wo diese Mischung von Demuth und Liebe am meisten geübt wurde, war das Kapitelhaus. Rund umher waren Sitze angebracht, einer über dem anderen; auf der untersten Reihe oder vielmehr auf den den Sitzen angefügten Fußbänken saßen die Novizen, in der Mitte stand der Stuhl des Abtes [2]). Das Kapitel begann mit dem Martyrologium und mit jenen Theilen des Gottesdienstes, die nun dem Officium der Prim angehängt sind. Dann folgte die Commemoration der abgeschiedenen Gläubigen und in einzelnen Fällen eine Predigt, hierauf wurde ein Theil der Regel des heil. Benedict gelesen. Alsdann trat jeder Bruder, der im Geringsten die Regel übertreten hatte, hervor und bekannte es laut vor dem ganzen Convent. Er erhob sich von seinem Sitze und warf die Kapuze zurück, so daß Alle sein Antlitz sehen konnten; dann verhüllte er Haupt und Angesicht und

---

1) Reg. c. 7. — 2) Rit. Cist. 3. 8.

warf sich der Länge nach auf den niedrigen Schemel des Lesepultes, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich brach der Abt das Schweigen und fragte ihn: „Was sagest du?“ Der Bruder antwortete: „Mea culpa.“ Hierauf wurde ihm im Namen des Herrn geboten, sich zu erheben; er enthüllte wieder sein Angesicht und bekannte seine Schuld, und nachdem er, wenn es nöthig war, eine Bußaufgabe erhalten hatte, ging er wieder auf das Gebot seines Oberen zu seinem Sitze zurück. Wenn Alle ihre eigenen Sünden bekannt hatten, erfolgte eine noch außerordentlichere Scene: jeder Mönch klagte seinen Bruder an, wenn er irgend etwas Unrechtes von ihm gesehen oder gehört hatte. Er stand auf, nannte seinen Namen und sagte: „Unser lieber Bruder hat diesen oder jenen Fehler begangen.“ Glücklich Diejenigen, welche es so zu ertragen vermögen, ihre Fehler am hellen Tageslichte verkündigen zu hören, ohne böse zu werden. Die Engel sind selig, weil sie nicht sündigen können; ihrer Glückseligkeit am nächsten kommen Jene, welche nicht in Zorn gerathen, wenn sie getadelt werden. Aber was sollen wir zu den Strafen sagen, die für größere Verstöße gegen die Regel auferlegt wurden? Der Mönch, der sie schwerer verletzt hatte, entkleidete sich bis an den Gürtel und empfing auf den Knien Angesichts des ganzen Conventes aus den Händen eines Bruders die Disciplin. Gesegnet sind ferner Die, welche so bereit sind, Schande zu leiden auf Erden, wenn ihnen die Mittel gegeben wären, der Schande zu entgehen bis zum furchtbaren Tage des Gerichtes.

Sie beichteten ihre Sünden jedoch nicht bloß öffentlich; jede Todsünde gegen die Regel mußte der Wohl-

that der Absolution wegen noch einmal einem Priester gebeichtet werden, wenn sie gleichwohl schon im Kapitel bekannt worden war. Es wird gelegentlich ein Beispiel erzählt, worin ein Novize, der in Clairvaux eintrat, eine Generalbeicht der Sünden seines ganzen Lebens ablegte [1]); vermuthlich war dies ein gewöhnlicher Brauch, wenn auch nicht durch die Regel auferlegt; wenigstens war er zu Ende des Jahrhunderts, in welchem Stephan lebte, allgemein [2]).

War das Kapitel vorüber, so gingen die Brüder hinaus zur Handarbeit; dies war eine der Eigenthümlichkeiten, welche Citeaux von Clugny unterschieden. Ihre Thätigkeit war eigentliche schwere Arbeit, wodurch sie ihren Lebensunterhalt gewannen und sich mit Hülfe ihrer Laienbrüder ernährten und reichliche Almosen den Armen gaben. Es ist nicht leicht etwas so merkwürdig, wie diese Mischung von Spaten und Gabeln zum Pflügen, Heumachen und Erndten mit der Meditation und dem beständigen Gebete der Cistercienser. Während der Erndtezeit wurde die tägliche Messe, wenn der Abt so wollte, nur von den Kranken und allen Denen, die zur Arbeit zu schwach waren, besucht, denn der ganze Convent war auf den Feldern, und sobald die heilige Messe gelesen war, legte der Priester Casel und Stola ab und folgte mit seinen Assistenten den Brüdern, die vor ihm zur Arbeit gegangen waren [3]). Der heil. Bernhard schob das Ende einer seiner prachtvollen Predigten über das Hohelied auf, weil

---

1) Vit. St. Bern. 7. 22.

2) S. Adam, Abt eines Cistercienserklosters, angeführt von Calmet über Kap. 58 der Regel.

3) Us. Cist. 84.

die Brüder an die Arbeit gehen mußten, welche ihre Regel und ihre Armuth forderte[1]).

Es war eine Eigenthümlichkeit der Cistercienser, daß sie während der Arbeit nicht Psalmen sangen, sondern meditirten; ferner durfte Keiner ein Buch mit auf das Feld nehmen. Diese letzte Verordnung rührte vermuthlich von Stephan selbst her, da vom heil. Alberich berichtet wird, er habe den Psalter mit sich genommen, wenn er arbeitete. Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir indessen auch noch, daß die Feldarbeit nicht die einzige Thätigkeit des Cistercienſers war; wenn die Reihe an ihn kam, wurde er Koch, welcher Dienst im Convent herumging und wöchentlich gewechselt wurde. Ferner konnte er auch Kellermeister, Krankenwärter, Novizenmeister oder Pförtner sein und eine Menge anderer Dienste thun, die ihm genug Beschäftigung gaben. Besonders war das Amt des Kellermeisters von bedeutender Wichtigkeit in der Brüderschaft; das ganze Departement der Lebensmittel stand unter seiner Obhut; namentlich wandten sich die Köche und Laienbrüder in allen Dingen, die unter seiner Oberleitung standen, an ihn, und er hatte für jeden der Mönche die entsprechende Quantität der Speise abzuwägen. Klugheit und Erfahrung waren daher Eigenschaften, die in einem Kloster nicht verloren waren, denn es war, wie bereits gesagt, eine kleine Welt für sich und zwar in seiner Weise sogar eine sehr lebhafte. Aber jede niedrige Beschäftigung wurde durch Gehorsam und religiöses Schweigen, worin der Herr zum Herzen sprach, geheiligt.

---

1) Serm. I.

Die Brüder verließen das Feld, sobald der erste Glockenschlag zur Terz gehört wurde. Die ersten Benedictiner beteten die Terz auf dem Felde und fuhren fort zu arbeiten bis beinahe zehn Uhr, indem sie dadurch der Handarbeit zwei und eine halbe Stunde widmeten. Der Grund, weßhalb die Cistercienser kürzere Zeit arbeiteten, war der, weil unmittelbar auf die Terz die heilige Messe folgte. Zur Zeit des heil. Benedict gab es keine tägliche Messe[1]); aber seitdem hatte in der Disciplin der Kirche ein Wechsel stattgefunden und das heilige Opfer wurde in Citeaux jeden Tag dargebracht. Bei einer dieser Messen durfte Jeder communiciren, der am Sonntage nicht die heilige Communion empfangen hatte; an diesem Tage nämlich empfing der ganze Convent den Leib und das Blut unseres göttlichen Heilandes, indem die heilige Communion zu jener Zeit in beiden Gestalten gespendet wurde. Nach der Feier dieser anbetungswürdigen Mysterien zogen sich die Brüder wieder in das Kloster zurück, um zu lesen, oder gingen in die Kirche, um der Meditation zu pflegen. Etwa um halb zwölf Uhr ertönte die Glocke zur Sext, nach welcher sich der Convent zur ersten und Hauptmahlzeit im Refectorium versammelte, die Mittwoche und Freitage, wie bereits erwähnt, ausgenommen, da an diesen Tagen nur eine Mahlzeit und zwar nach der Non stattfand. Das Mittagessen oder, wie man es ebenso gut nennen könnte, das Frühstück der Cistercienser bedurfte der Würze des frühen Aufstehens und der schweren Arbeit, um schmackhaft zu werden. Es bestand aus einem Pfund des

---

1) *Martene*, de Ant. Mon. Rit. 2—4.

gröbsten Brodes — von dem ein Drittel für das Abendessen, wenn es ein solches gab, aufbewahrt wurde — und aus zwei Gerichten verschiedener Arten Feldfrüchte, die ohne Fett gekocht waren. Ihr Getränk war der sauere Wein des Landes, gut mit Wasser verdünnt, oder dünnes Bier [1]) oder ein Sapa genannter Absud von Kräutern [2]), der eher einer vegetabilischen Suppe, als einem anderen Tranke ähnlich gewesen zu sein scheint. Sogar Fische und Eier, die immer als erlaubte Kost für Mönche gegolten hatten, waren ausgeschlossen. Ihre Zeitgenossen staunten über ihre Kasteiungen; wie war es möglich, daß schwache und zarte Leiber, die durch schwere Arbeit und durch Nachtwachen aufgerieben waren, mit so grober Kost bestehen konnten? Aber der heil. Bernhard sagt uns, was sie schmackhaft machte. „Du fürchtest," sagt er zu einem abgefallenen Cistercienser, „die Nachtwachen, die Fasten und die Handarbeit; aber dies Alles ist für Einen, der an das ewige Feuer denkt, leicht. Die Vorstellung der jenseitigen Finsterniß nimmt der Einsamkeit alles Schreckhafte. Denke an die dereinstige strenge Prüfung deiner unnützen Worte und das Schweigen wird dir nicht so unerträglich erscheinen. Stelle dir das ewig dauernde Weinen und Zähneklappern vor und es wird dir die Strohmatte oder das niedrige Kissen einerlei sein."

Und doch war ihr Gottesdienst keiner der Finsterniß oder der Furcht. Christus belohnte die heilige Kühnheit dieser edlen Kämpfer, die ihren Leib um Seinetwillen so kreuzigten, mit den Freuden der Andacht.

---

1) Sicera wird erwähnt: Us. Cist. 117.
2) Sapa kommt vor in: Vit. St. Bern. c. 2.

„O, daß ich dich durch Gottes Barmherzigkeit zu meinem Gefährten haben dürfte in jener Schule, wo Jesus der Lehrmeister ist!“ sagt der heil. Bernhard zu Einem, den er bestimmen wollte, die Welt zu verlassen. „O, daß ich dein Herz, wenn es nur erst rein ist, an den Ort versetzen dürfte, wo es eine Vase werden könnte für jene Salbung, die uns alle Dinge lehrt! — Glaubst du nicht, daß du Honig aus dem Felsen und Oel aus dem rauhen Steine saugen würdest?“

Jede Handlung war geheiligt bei den Mönchen; selbst bei ihren Mahlzeiten beobachteten sie strenges Stillschweigen, und einer der Brüder las während der Zeit, die sie im Refectorium zubrachten, laut aus einem religiösen Buche vor. Hierauf gingen sie, nach der Sitte der heißen Klimate und um für die Kürze der Nacht im Sommer Ersatz zu holen, in das Dormitorium, um zu schlafen. Nach der etwa eine Stunde dauernden Ruhe gab die Glocke das Zeichen zum Aufstehen, und in der Zwischenzeit bis zur Non wuschen sie sich und begaben sich entweder in den Kreuzgang oder in die Kirche. Die None wurde um halb drei Uhr gebetet, worauf sie im Refectorium einen Trunk Wasser zu sich nehmen durften, bevor sie zur Handarbeit zurückkehrten, die bis halb sechs Uhr dauerte; hierauf sangen sie die Vesper[1]). Besonders war die Vesperstunde die Zeit der Ruhe für den Mönch, wenn der Tag mit all' seiner Arbeit vorüber war und der Schatten des Abends sich auf ihn senkte. Der heil. Bernhard interpretirt den Abend in der heiligen Schrift als die Zeit der Ruhe[2]), und man begegnet sogar Cistercienser-

1) *Calmet*, c. 48. — 2) In Cant. Serm. 57.

Schriftstellern noch späterer Zeit, welche alle die mystische Bedeutung der Vesperzeit zusammenzählen [1]).

Nachdem sie von der Arbeit zurückgekehrt waren, gingen sie in das Refectorium und nahmen einen kleinen Imbiß zu sich, der gewöhnlich aus dem Ueberreste ihres Pfundes Brod und einigen rohen Früchten, wie Rettige, Rüben oder von den Abteigärten gelieferten Aepfeln bestand.

Bevor wir den Tag mit der Complet schließen, werden wir den Unterschied zwischen der Sommer- und der Winterregel angeben müssen. Sie theilten die Jahreszeiten nach der kirchlichen Eintheilung des Jahres ab; der Sommer wurde von Ostern bis Mitte September gerechnet und der Rest des Jahres wurde Winter genannt. Die Kirche harret im Winter der Ankunft des Herrn und die Cistercienser verdoppelten während dieser langen Periode der Düsterheit des Jahres ihre Kasteiungen. Sie standen mitten in der Kälte und im Schnee des Winters, in der langen und traurigen Nacht auf, um auf die Ankunft des Herrn zu warten und für die Welt zu beten, die draußen lag in der Finsterniß und im Schatten des Todes. Wie die Welt damit beschäftigt ist, den Tag in die Nacht zu verwandeln, um ihr volles Vergnügen zu finden, so verdoppelten sie die Zeit der Andacht, indem sie sich die Stunden dazu stahlen, in denen Andere schliefen. In der Christnacht brannte im Calefactorium ein lustiges Feuer und Alle versammelten sich frohen Herzens um dasselbe; zu anderen Zeiten dagegen wird keines Feuers während der Nachtzeit erwähnt; frierend und hungernd

---

1) *Bona*, de Div. Psal. 10.

warteten sie auf die Geburt des Herrn und dachten an den kalten Stall zu Bethlehem, wo die gebenedeite Jungfrau der Zeit entgegen harrte, da Er, Der die einzige Freude der Gläubigen ist, ihren Schooß verlassen sollte, um die Welt zu erlösen. Er war der Mittelpunkt aller ihrer Exercitien und Sein heiliges Feuer, das in ihren Herzen brannte, gab ihnen in der Traurigkeit ihrer Erwartung Wärme und Licht.

Citeaux erhielt durch den Winter so gut seine Entschädigung, wie die ganze übrige Welt. Sie hatten während seiner Dauer die meiste Zeit für Meditation und Gebet im Kloster oder nach der Matutin in der Kirche; denn die Laudes wurden nicht eher gebetet, als bis der erste Morgenschimmer anbrach, was im Winter natürlich viel später war, als im Sommer. Die Prim folgte unmittelbar auf die Laudes und begann gewöhnlich ungefähr um sieben Uhr. Dann kam die Messe, die Terz und das Kapitel, so daß sie nicht vor der vom heil. Benedict bestimmten Zeit zu arbeiten anfingen, was nach der Terz oder gegen halb zehn oder zehn Uhr war. Das Kapitel wird hier nicht erwähnt, noch wird es überhaupt in seiner Regel als zum System gehörig angeführt; vermuthlich wurde es erst nach der Zeit des heil. Benedict in das System eingereiht und eine Stunde dafür bestimmt [1]). Von der Zeit an, da sie nach dem Kapitel auf das Feld gingen, bis zur Non, die zwischen zwei und drei Uhr gebetet wurde, arbeiteten sie, ohne gefrühstückt zu haben, bis zu den Horen, die zwischen halb drei und drei Uhr gebetet wurden [2]). Wenn das Mahl vorüber war, gingen sie zu

---

1) Reg. St. Ben. 46. — 2) *Calmet.* c. 41.

Zweien und Zweien, das Miserere singend, in die Kirche und sagten dort dem lieben Gott Dank. Bald darauf folgte die Vesper, denn es steht zu vermuthen, daß sie um Sonnenuntergang, aber noch bevor die Dämmerung dem Dunkel so weit gewichen war, daß Lichter nothwendig gewesen, gebetet wurde. Dies ist die Ansicht des Cardinals Bona, der selbst Cistercienser war, und das Anzünden der Lampen für die Vesper wird unter den Pflichten des sogenannten Kirchendieners nicht mit aufgezählt[1]). Im Sommer, wenn des Abends eine leichte Mahlzeit gestattet war, wurde die Ruhe der Dämmerstunde natürlich unterbrochen; im Winter aber, wenn ihnen außer ihrer einen Mahlzeit nichts erlaubt war, als ein Trunk Wasser, störte nichts die Ruhe der Mönche nach der Vesper. Die lautloseste Stille herrschte im Convente. Die Brüder saßen lesend im Kloster und durften, außer bei ganz besonderen Veranlassungen, nicht einmal Zeichen austauschen[2]). Die Abenddämmerung zwischen der Vesper und der Complet war der Sabbath der Mönche. Es war ihnen ausdrücklich verboten, sich zusammenzustellen und miteinander zu plaudern, und es war ihnen beinahe nur erlaubt, einander dann ein Zeichen zu geben, wenn ein Bruder einem anderen die Obhut über sein Buch übergeben wollte, falls ihn irgend etwas aus dem Kloster rief. Mit den Büchern ereigneten sich zu jenen Zeiten oft sonderbare Dinge, die eine solche Vorsicht nothwendig machen mochten; so wurde z. B. zu Clugny das Manuscript der Episteln

---

1) *Bona*, de Div. Psal. 10. Us. Cist. p. 5. — 2) Us. Cist. 79.

des heil. Augustinus[1]) von einem Bären zerrissen oder wenigstens stark beschädigt, was freilich in einem Kloster voller Mönche von einem solchen Gaste nicht mehr zu befürchten war.

Da während der Fasten ihre körperlichen Anstrengungen größer waren, so wurde ihnen für Meditation und Lesung ein längerer Zeitraum gewährt. Die Sext und die Non beteten sie, da sie erst um fünf Uhr des Abends zum ersten Mal etwas zu sich nahmen[2]), auf dem Felde oder kehrten wenigstens, sobald sie dieselben beendet hatten, zu ihrer Arbeit zurück und blieben bis vier Uhr darüber[3]). Dagegen durften sie während dieser Periode längere Zeit am Morgen lesen, und namentlich wurde ihnen das innere Gebet empfohlen[4]). Die einzige ihnen erlaubte Lectüre scheint die heilige Schrift gewesen zu sein und am ersten Sonntage in der Fasten theilte der Cantor einen Theil der Bibel an jeden Bruder aus, den derselbe ehrfurchtsvoll in Empfang zu nehmen hatte, wobei er beide Hände ausstreckte „aus Freude über die heilige Schrift." Man kann kein bedeutenderes Zeugniß für ihre strenge Buße in der Fastenzeit finden, als es aus der Weise, in der der heil. Bernhard darüber spricht, hervorgeht. Er spricht in jener Zeit immer liebreich und mit der Zärtlichkeit einer Mutter zu den Brüdern. „Nicht ohne großes Mitleid," sagt er einmal, „kann ich euch, meine Brüder, betrachten. Ich schaue mich um nach einer Erleichterung, die ich euch bieten könnte, und es

---

1) *Pet. Ven.* Ep. I. 24. — 2) *Calmet,* c. 48. — 3) „Usque ad decimam horam," St. Ben. Reg. 48. — 4) Us. Cist. 15.

kommt mir manche leibliche Linderung in den Sinn; wenn aber euere Buße durch ein falsches Mitleid erleichtert wird, so wird auch zugleich euere Krone ihrer Edelsteine beraubt. Was kann ich thun? Den ganzen Tag hindurch werdet ihr durch vieles Fasten, durch große Arbeit, durch übermäßiges Wachen getödtet, der inneren Prüfungen, der Zerknirschung des Herzens und einer Menge Versuchungen nicht zu gedenken. Ja, ihr werdet getödtet; aber es geschieht um Dessentwillen, der für euch starb. Wenn aber euere Leiden um Ihn groß sind, wird euere Tröstung durch Ihn auch groß sein. Denn ist es nicht gewiß, daß euere Leiden über die menschliche Kraft, über die Natur, wider die Gewohnheit gehen? Ein Anderer also trägt sie für euch und zwar ohne Zweifel Er, Der, wie der Apostel sagt, alle Dinge durch das Wort Seiner Kraft trägt [1]).“

Es bleiben nur noch zwei Punkte zu erwähnen, die das ganze Jahr hindurch die letzten Ereignisse eines Tages in Citeaux waren, und das sind erstens die Collation oder die Lesung der Collationen Cassian's und die Complete. In Citeaux wurden diese Collationen, die eine Sammlung von Lebensgeschichten der ersten Mönche oder sonstige Bücher über das Leben der Heiligen waren, im Kloster vorgelesen. Nach Beendignng der Lesung wandten Alle das Antlitz gen Osten und der Abt sagte: „Unsere Hülfe ist im Namen des Herrn;“ worauf der Convent antwortete: „Der Himmel und Erde erschaffen hat;“ alsdann gingen sie in die Kirche, um die Complete zu singen, die das letzte Officium des Tages war. Die Zeit der Complet wechselte nach der

---

1) Serm. in Psalm XC. Vorrede.

Stunde, da sie sich zur Ruhe begaben, was im Winter ungefähr um sieben, im Sommer um acht Uhr zu geschehen pflegte[1]). Da ihr Tageslauf nach der Dauer des Lichtes geregelt war, so können die Stunden ihres Schlafengehens und Aufstehens nur annähernd bezeichnet werden. — Nach der Complet erhob sich der Abt und besprengte jeden der Brüder, wie sie in strenger Ordnung aus der Kirche gingen, mit Weihwasser. Dann zogen sie ihre Kapuze über das Haupt und gingen in das Dormitorium.

Dies war die Lebensweise der Cistercienser in der Zeit ihres ersten Eifers unter Stephan und dem heil. Bernhard. Auf das Papier niedergeschrieben, erscheint es nur als der todte Buchstabe äußerer Observanzen; denn der Geist des Gehorsams, der Demuth und der Liebe, welcher das Ganze beseelte, kann in Worten nicht beschrieben werden; es fehlen die engelgleichen Gesichtszüge und die lautlosen, abgemessenen Bewegungen, denen eine gewisse mönchische Grazie eigen war, um das Ganze zu beleuchten. Ferner muß die Anwesenheit eines Abtes, wie Stephan, in Betracht gezogen werden, bevor man sich eine richtige Vorstellung von Citeaux bilden kann. Er konnte die Regel für den Schwachen erleichtern und die Kräfte des Starken leiten; er konnte den Schwachherzigen zu sich in das Sprechzimmer rufen und ihm Worte heiligen Rathes ertheilen. Es ist Vieles da und dort in den Schriften des heil. Bernhard eingestreut, was zeigt, daß eine Regel ohne die Tradition nicht vollständig verstanden werden kann. Es geht z. B. aus einzelnen

---

1) *Calmet.* c. 8.

Andeutungen hervor, daß die Mönche zuweilen während einer gewissen Zeit miteinander sprechen durften, obgleich in der Regel des heil. Benedict davon durchaus nichts vorkommt. Die Thatsache ist, daß die Schweigsamkeit die allgemeine Tagesordnung war, daß aber der Abt Jene, die er dafür geeignet hielt, miteinander verkehren lassen durfte[1]). In späteren Zeiten, und zwar nicht lange nach Stephan, wurden diese Unterhaltungen in das System aufgenommen und auf bestimmte Stunden fixirt; bis dahin aber scheinen sie dem Urtheile des Abtes überlassen gewesen zu sein. Wie nackt und todt sind die Worte einer Regel, wenn der lebendige Abt fehlt, der sie beobachtet, der dem Schwachen einen Starken zugesellt, damit der muthige Krieger den zitternden unterstütze und die Rauhheit der Disciplin sich mit der weichen Hand vereinige, die Oel und Wein in das verwundete Herz träuft.

Auf Stephan, dem Gott wohl die Schmerzen abgenommen hatte, unter denen er so lange gelitten, lag nun aber eine neue schwere Verpflichtung, und zwar keine geringere, als die Erziehung des heil. Bernhard.

Sechszehntes Kapitel.

Stephan und Bernhard.

Das arme Haus von Citeaux war nun, wie wir gesehen haben, vollendet; es hatte nicht nur eine strenge

---

1) Vergl. *Calmet*, c. 6. St. Bern. Serm. de diversis, 17. mit der Benedictiner-Note, auch de Grad. Superbiae, 13. und Speculum Monachorum in der Benedictiner-Ausgabe des heil. Bernhard, geschrieben von Arnulphus, einem Mönche von Boheries, der in der letzten Hälfte des zwölften Jahr-

Regel und einen Meister, der sie lehrte, sondern auch Novizen, denen sie gelehrt werden konnte. Es war jetzt für seine Bewohner zu klein geworden und dem verachteten Convent, der vor Kurzem erst noch eher mit Furcht, als mit Bewunderung betrachtet worden, stand nun die Blüthe aller schönen Gauen Frankreichs, ja allmählig ganz Europa's zu Gebote. Viele waren der Kinder Jener, die unfruchtbar genannt worden war, und in jedem Jahre wurden Schaaren von Mönchen aus dem nun überfüllten Hause ausgesendet, um neue Klöster zu gründen und diese vermehrten und vervielfältigten sich wieder, bis jedes Reich Europa's mit Töchtern von Citeaux versehen war.

Bald nach der Ankunft des heil. Bernhard und seiner Gefährten wurde Stephan vom Mutterhause abberufen, um das neue Kloster La Ferte in der Diöcese Chalons zu gründen. Walter, der Bischof von Chalons, und zwei Edelleute des Landes hatten von der Ueberfüllung Citeaux' gehört und sich sogleich nach einem Abte umgesehen, unter dem sich die neue Colonie niederlassen könnte; sie schlugen Stephan vor, auf ihrem eigenen Grund und Boden ein Kloster zu gründen. Freudig nahm er das Anerbieten an und begleitete selbst die Brüder, die er für diesen Dienst bestimmt hatte, zu ihrem neuen Aufenthaltsorte. In wenigen Tagen kehrte er zu seiner Abtei Citeaux zurück. Die Aufgabe, welche Gott ihm anvertraut hatte, war um so schwieriger, als die Gesundheit des heil. Bernhard sehr schwach war. Aus der Magerkeit seiner schlank-

---

hunderts lebte. Der Novizenmeister unterhielt sich häufig mit ihnen; siehe: Adam von Perseigne in *Baluzius* Misc. II. 236.

gebauten Gestalt ging es deutlich hervor, in welch' ein zerbrechliches Gefäß diese kostbare Seele gegossen war. Besonders war sein Hals sehr lang und fein, so daß Niemand umhin konnte, es zu bemerken, wenn er seine Kapuze zurückwarf, und die Mönche rühmten seine schneeige Weiße und seine Zartheit, die der eines Schwanes gleichkam [1]). Die große Enge seines Halses gefährdete sogar sein Leben; die meiste Besorgniß aber erregte die Schwäche seines Magens, der einen großen Theil der eingenommenen Nahrung wieder auswarf. Trotz all' dieser Kränklichkeiten war er doch in den strengsten Orden seiner Zeit eingetreten und nun, da er die Hand an den Pflug gelegt hatte, war er entschlossen, nicht zurückzuschauen. Er war in die Abtei Citeaux eingetreten, um sich vor der Welt zu vergraben und ein armer Landmann zu werden, nicht um unter der weißen Cuculla ein ehrgeiziges Herz zu verbergen oder sich Zeit zu gönnen, seine Phantasie auf heiligen Gegenständen verweilen zu lassen. Er pflegte daher jeden Tag sich von Neuem anzuspornen, indem er für sich wiederholte: „Bernhard, Bernhard, wofür bist du hier?" Er gab sich ernstlich daran, die groben Beschäftigungen, womit die Cistercienser ihre Tage zubrachten, zu theilen; seine zarte Gestalt beugte sich unter den rauhen Feldarbeiten, und vom Halten des Spatens und der Haue wurde seine feine Haut wund gerieben. Er arbeitete auch nicht gleichgültig und unachtsam, wie Einer, der an einem schönen sonnigen

---

1) „Corpus tenuissimum, statura mediocritatis honestae, longitudini tamen vicinior apparebat." Gauffridi Vita. c. I. Exord. Mag. VII. 17.

Tage eine Gabel aufhebt und Heu macht, sondern er arbeitete mit vollkommenem Ernste, als wäre es das Geschäft seines Lebens gewesen. Sein schwacher Leib brach oft unter diesen Arbeiten zusammen und oftmals zwang die Ungeschicklichkeit seiner Hände, die ganz andere Arbeit gewohnt waren, als Graben und Mähen, seine Oberen, ihn in den Stunden der Handarbeit von seinen Brüdern zu trennen. Bei solchen Gelegenheiten war er aber durchaus nicht froh, und wenn er nicht mit dem Convente arbeiten konnte, begann er sogleich Holz zu hauen oder auf seinen Schultern Lasten zu tragen [1]). Stephan scheint in dieser Beziehung besonders besorgt um ihn gewesen zu sein. Er hatte während der Erndte vielmals versucht, zu schneiden, war aber zu schwach und solche Arbeit zu wenig gewohnt, als daß es ihm gelingen konnte; deßhalb wurde ihm geboten, bei Seite zu gehen und sich nebenhin zu setzen, während, wie Wilhelm von St. Thierry sagt, die Brüder voll Eifer und Freude im heiligen Geiste schnitten. Dies war ein schwerer Kummer für ihn und er begann in der Einfalt seines Herzens zu weinen; dann betete er zu Gott, Er möge ihm gnädig sein und ihn befähigen, an der Arbeit seiner Brüder Theil zu nehmen. Von jenem Tage an wurde er der gewandteste Schnitter, und derselbe Wilhelm, sein persönlicher Freund, versichert, der heil. Bernhard habe noch zu der Zeit, da Jener seinen Bericht schrieb, mit Selbstzufriedenheit und einer Art triumphirender Freude zu sagen gepflegt, er sei der beste Schnitter von ihnen allen. Die schwere Arbeit, der er sich, um seine Regel

---

1) Guil. Vit. I. 4.

zu erfüllen, unterzog, war bei ihm nicht nur seiner außerordentlichen Schwäche wegen höchst bemerkenswerth, sondern auch weil er eine übermäßig strenge Lebensweise führte. Seine Existenz an sich war ein Wunder, denn er schien kaum zu essen, zu trinken oder zu schlafen, und seine Freunde staunten, wie er leben konnte. In späteren Zeiten tadelte er selbst seine Strenge, die ihn seinem eigenen Geständnisse nach für die Kirche unnütz machte. Es wird nicht berichtet, daß Stephan ihn in seiner Abtödtung des Fleisches gehindert habe; vermuthlich betrachtete er seinen jungen Novizen mit heiligem Staunen als Einen, den Gottes heiliger Geist nach Seinem heiligen Willen führte und dem er nicht hindernd in den Weg treten dürfe. Und wirklich war ihm diese strenge Lebensweise sowohl für den Leib als für die Seele so zur Gewohnheit geworden, daß er sie kaum mildernd zu verbessern vermocht haben würde, selbst wenn er gewollt hätte [1]).

Der heil. Bernhard ist wirklich eine jener Erscheinungen, die nicht nach gewöhnlichen Regeln beurtheilt werden dürfen. Gott hat Seinem Heiligen Sein Siegel aufgedrückt durch die wunderbaren Dinge, die Er durch ihn wirkte, und es darf Niemand vermessen wagen, Seine Handlungen zu tadeln. Er in seinem weißen Cistercienser-Gewande wurde zum Nutzen der Kirche in's Dasein gerufen, gerade wie Johannes der Täufer in seinem Anzuge von Kameelhaaren, und als er aus seinem Kloster hervortrat und die Welt ihm zuströmte, um ihn zu sehen und den Saum sei-

---

1) Guil. I. 4.

nes armen Mönchsgewandes zu küssen, damals sah man, daß seine schwache Gestalt, durch die der Geist der Liebe und der übernatürlichen Kraft leuchtete, und die flammenden Worte göttlicher Beredtsamkeit, die von seinen Lippen strömten, wahrlich Gott und Seiner heiligen Kirche zu gutem Zwecke dienen konnten. Aber hier ist nicht der Ort, von ihm, als von dem Gefährten der Könige, der Stütze der Päpste und dem wirklichen Regenten der Kirche, zu sprechen; hier hat er nur als Cistercienser-Mönch zu erscheinen und in dieser Eigenschaft war seine wunderbare Lebensweise nicht vergeblich. Er unterordnete den Leib in einem solchen Grade dem Geiste, daß er das Leben eines Engels auf Erden zu führen schien. Seine Seele war in eine unaufhörliche Betrachtung Gottes versenkt und er machte die Kreuzigung des Fleisches, von welcher der heil. Paulus spricht, zur Wahrheit; Alles, was des heiligen Geistes war, wuchs und blühte in ihm. Seine Sinne schienen in Folge der Abgezogenheit seines Geistes in ihm todt zu sein. Er wußte nicht, ob die Decke der Novizenzelle gewölbt oder flach war, obgleich er jeden Tag seines Lebens dort war; ferner hatte der Chor der Kirche zu Citeaux drei Fenster, er aber glaubte bis zuletzt, er habe nur eines. Des Geschmackssinnes war er sich so wenig bewußt, daß er mehr als einmal Oel statt Wasser trank, ohne es zu gewahren. Dies Erstorbensein für die Erde war es, was ihn in himmlischen Dingen so weit brachte. Ernst, wie er in der Verrichtung der niedrigsten Handarbeit war, verließ ihn die Gewohnheit des beständigen Gebetes niemals. Und diese Gewohnheit, die er sich in Citeaux unter Stephans Erziehung aneig-

nete, war die Quelle all' seiner Stärke. Der heilige Geist erfüllte ihn mit himmlischem Entzücken, das nur gekreuzigte Seelen zu kennen vermögen; und diese Salbung, die von Oben auf ihn niederträufte, goß er auf die Kirche zurück und befähigte sie dadurch, den trockenen und kalten rationalistischen Häresien, welche sie damals mit den Maximen der weltlichen Wissenschaft zu überwältigen drohten, zu widerstehen. Diese Erziehung im Kloster von Citeaux, vor Tagesanbruch und zu den Füßen Stephans war es auch, die ihn zu dem großen Schöpfer der Wissenschaft vom inneren Leben des Christen machte. Er ist der letzte der Väter genannt worden, und so stand er auf den Grenzen des Systemes der ersten Kirche, das Gott betrachtete, wie Er an Sich ist, und jener des späteren Zeitalters, in welchem die geheimnißvolle Verfahrungsweise Gottes mit der Seele des einzelnen Christen bis in's Kleinste analysirt wurde.

Man darf nicht glauben, er sei von der Welt so abgezogen gewesen, daß er in seinen Manieren sonderbar oder für irdische Liebe todt gewesen sei. Er legte ein härenes Hemd, das er fortwährend auf dem bloßen Leibe getragen, ab, damit es in einem Kloster, wo Alles in Gemeinschaft geschehen sollte, nicht bemerkt werde. Wenn auch sein Gewand von grobem und armem Stoff war, war es doch immer äußerst rein. Er pflegte zu sagen, der Schmutz sei das Zeichen eines sorglosen Geistes oder eines solchen, der sich mit einer hohen Idee von seiner eigenen Tugend schmeichle oder das alberne Lob der Menschen liebe. Seine Bewegungen waren immer gemessen und von der Demuth gestempelt, und um seine Person und

über seinen Handlungen schwebte ein süßer Duft der Frömmigkeit, so daß Alle mit Freuden sein Antlitz betrachteten [1]). Seine Stimme war, ungeachtet der Schwäche seines Leibes, merkwürdig klar, und in späteren Zeiten gewann er schon durch ihren Laut selbst Jene, welche die Sprache, die er sprach, nicht verstanden. In der Unterhaltung leuchtete der Geist der Liebe durch alle seine Worte; er sprach immer von Dem, was seinen Gefährten am meisten interessirte, und frug ihn über sein Geschäft oder über sein Handwerk, als ob er sein ganzes Leben sich damit beschäftigt hätte. Stephan hinderte ihn nicht daran, seine Verwandten zu sehen und zu sprechen, wenn sie nach Citeaux kamen; und bei diesen Gelegenheiten war Bernhard so artig, daß ihm sein überaus zartes Gewissen oft den Vorwurf machte, zu viel müßige Worte gesprochen zu haben. Er griff deßhalb einmal zu einem sonderbaren Hülfsmittel; als er gerufen wurde, um einen seiner Freunde zu sehen, der ihn zu besuchen gekommen war, verstopfte er seine Ohren mit Werg, so daß ihm seine Taubheit einen Anstrich von Stupidität gab. Lautes Gelächter bei einem Mönche war ihm ein Gegenstand ganz besonderen Widerwillens, und er hat ihn in einer Stelle seiner Schriften durch das drastische Bild eines leichtsinnigen, für sich selbst lachenden Mönches ausgesprochen. Er schildert ihn, wie er das Antlitz mit den Händen bedeckt, die Lippen aufeinander preßt, die Zähne zusammenbeißt und lacht, als ob er nicht lachen wolle, bis er end-

---

1) Gauf. 2.

lich in helles Gelächter ausbricht[1]). Bei all' diesem Widerwillen gegen die Ausgelassenheit, der sich in der beinahe lächerlichen Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit seiner Schilderung äußert, konnte er selbst sich doch gelegentlich zu einem Lächeln zwingen.

Eine andere Eigenthümlichkeit der Seele des heil. Bernhard war die wunderbare Gewalt seiner Liebe. Obgleich er sich so gewaltsam von allen irdischen Liebesbanden losgerissen hatte, schlossen sich doch die Wunden, die er in diesem Kampfe erhalten, nicht über einem verhärteten Herzen, sondern er nahm sie blutend mit sich in das Kloster. Sogar als sein Noviziat schon lange vorüber war, ja, bis zu seinem letzten Tage bereitete ihm die Zärtlichkeit seines liebreichen Herzens vielen Schmerz; namentlich wenn ein Bruder ein Unrecht beging, trauerte er über ihn mit leidenschaftlichem Kummer, gegen den er, als wäre er eine Unvollkommenheit gewesen, vergeblich kämpfte. Als sein Bruder Gerhard gestorben war, bemühte er sich, eine seiner Predigten über das hohe Lied zu halten, ohne dies traurige Ereigniß zu erwähnen; aber es war zu viel für ihn: mitten in der Predigt übermannt ihn sein Schmerz, die bitteren Thränen, die er so lange zurückgehalten, strömen hernieder und er bricht in Ausdrücke der heftigsten und leidenschaftlichsten Klage aus.

Bis zu allerletzt bewahrte er die lebhafteste Erinnerung an seine Mutter; er nahm sie mit sich nach Citeaux, und bevor er sich schlafen legte, betete er jeden Tag die sieben Bußpsalmen für die Ruhe ihrer

---

1) De Grad. Hum. et Sup. 12.

Seele. Diese Gewohnheit steht mit dem einzigen Tadel, den Stephan seinem erlauchten Schüler gab, in Zusammenhang. Eines Abends begab sich derselbe zur Ruhe, ohne seine Psalmen gebetet zu haben; auf irgend eine Weise erfuhr Stephan, daß es seine Gewohnheit sei, für seine Mutter zu beten, wie auch, daß sein Novize in jener Nacht versäumt hatte, diese Pflicht zu erfüllen. Vielleicht hatte ihm Gott die ganze Wahrheit geoffenbart, vielleicht auch las er durch den merkwürdigen geistlichen Instinkt, den so innig miteinander verbundene Personen besitzen, auf seinem Antlitze, daß die Nacht über etwas Gutes ungeschehen geblieben war; besitzen ja auch Mütter diesen Instinkt; warum nicht der Abt, der über seinen jungen Schüler mit der Liebe einer Mutter wachte? Wie dem auch sei, er wußte darum und zwar auf eine ungewöhnliche Weise. Am anderen Morgen rief er Bernhard zu sich und sagte: „Bruder Bernhard, wo, ich bitte dich, hast du gestern deine Psalmen gelassen und wessen gutem Schutze hast du sie anvertraut?“ Bernhard, der, wie die Geschichte sagt, sehr schüchtern war, erröthete und wunderte sich im Stillen, wie der Abt das, wovon er allein Kenntniß haben konnte, wußte; er begriff, daß er vor dem Angesichte eines vom Geiste erleuchteten Mannes stand, fiel Stephan zu Füßen und bat ihn seiner Nachläßigkeit wegen um Verzeihung, auf die er, wie wir annehmen dürfen, nicht lange zu warten brauchte. Dies ist eine der wenigen, von der Zeit aufbewahrten Proben der Erziehungsweise Stephans bei seinem Novizen. Die anderen Umstände des Verkehrs zwischen diesen beiden auserwählten Seelen sind nur Gott und Seinen

Engeln bekannt. Die Geschichtsschreiber thun sogar der feierlichen Ceremonie, als der heil. Bernhard ein Jahr nach seinem Eintritt in das Kloster und nach Ablauf des Noviziates zu Stephans Füßen kniete und die Gelübde ablegte, nur obenhin Erwähnung. Im Leben des Abtes bildete dies Ereigniß den Culminationspunkt; sein großes Werk war die Erziehung des heil. Bernhard; fortan mangelt es an Stoff für seine Geschichtsschreibung, denn er tritt nur noch als der Verwalter seines Ordens auf, dessen Geschichte mit der des heil. Bernhard verschmilzt. Er hatte die großen Prüfungen seines Lebens überstanden und lebte nun in verhältnißmäßigem Frieden, indem er jedes Jahr neue Abteien gründete und ruhig das Wachsthum des mächtigen Baumes beobachtete, zu dem sich das von ihm gesteckte Senfkorn entwickelt hatte. Sicherlich aber bedauerte er, der so oft versucht hatte, sein Haupt in den Tiefen eines Waldes zu verbergen, jetzt nicht, daß sein Licht vor dem seines erlauchten Schülers erblichen war. Auch darf man durchaus nicht glauben, er habe Nichts gethan, weil sein Name nur noch selten vorkommt. Jedes neue, Jahr für Jahr gegründete Kloster ist sein Werk und so wird er allmählig das Haupt einer mächtigen Verbindung, deren oberster Gesetzgeber er so gut ist, als er der Abt seines eigenen Klosters Citeaux war. Während der heil. Bernhard die Welt durch seine übernatürliche Macht über die Menschenseelen in Erstaunen versetzt, geht von Citeaux, diesem Centralpunkt, in dem alle diese wunderbaren Strahlen zusammenlaufen, ein neuer Act klösterlicher Politik aus, der seinem Abte zuzuschreiben ist.

Siebenzehntes Kapitel.

Stephan gründet einen Orden.

Unterdessen war der Cistercienser-Orden ganz in der Stille groß geworden; im Jahre 1114 war Hugo, der frühere Herr von Macon und Freund des heil. Bernhard, mit einer Colonie von Mönchen aus Citeaux nach Pontigny gesendet worden; 1115 wurden Morimond und Clairvaux gegründet. Und wer sollte Abt von Clairvaux werden? Gewiß ein Bruder von gereifterem Alter, von starken Nerven und kräftiger Gestalt; denn die anderen drei Abteien waren auf die besondere Aufforderung eines Bischofs, eines Edelmannes oder sonst einer frommen Person gegründet worden; die Colonie aber, welche Clairvaux bevölkern sollte, zog gleich Abenteuer suchenden, fahrenden Rittern aus, ohne zu wissen, wohin sie ging. Zum Erstaunen Aller aber bestimmte Stephan den heil. Bernhard, obgleich er kaum das Noviziat hinter sich hatte und eben erst fünfundzwanzig Jahre alt war, obgleich seine schwache Constitution kaum im Stande war, die Exercitien von Citeaux zu ertragen, wie viel weniger also allem Anscheine nach eine Entdeckungsreise nach dem einsamsten Wald, Thal oder Bergrücken, den die Diöcese Langres aufweisen konnte. Zwölf Mönche begleiteten diesen jugendlichen Abt, um die zwölf Apostel darzustellen; er selbst nahm für sie Christi Stelle ein. Die übliche Form, unter welcher eine solche Expedition ausging, war charakteristisch. Stephan übergab Demjenigen, welcher der neue Abt werden sollte, in der Kirche von Citeaux ein Crucifix; dann trat derselbe seine Wanderung an, von seinen zwölf Mönchen durch das

Kloſter begleitet. Die Thore der Abtei öffneten ſich vor und ſchloſſen ſich hinter ihnen, und die große Welt, die ſie ſeit ſo manchem Tage nicht mehr geſehen hatten, lag nun vor ihnen. Sie gingen vorwärts über Berg und Thal, der heil. Bernhard voran mit dem heiligen Kreuz und die zwölf Mönche folgend, bis ſie an eine tiefe Schlucht zwiſchen zwei Bergen kamen, deren Abhänge mit einem Walde von Eichen, Buchen und Linden bekleidet waren; zwiſchen durch floß das klare Waſſer des Fluſſes Aube. Der Ort wurde aus irgend einem unbekannten Grunde das Thal von Wormwood genannt und diente Räubern zum Schlupfwinkel. In den Händen des heil. Bernhard wurde er Clairvaux oder Klarenthal. Hier ließen ſie ſich dann unter Beihülfe der zunächſtwohnenden Bauern nieder, und Stephan hatte bald den Troſt, zu hören, daß die Tochter Citeaux' mit ihrer Mutter wetteiferte. Dieſe erſten von ihm gegründeten Abteien La Ferte, Pontigny, Clairvaux und Morimond waren die Spitzen der ſpäteren ſogenannten vier Filiationen von Citeaux; aus jeder derſelben entſprang ein ganzes Geſchlecht von Klöſtern. Stephan ſah voraus, daß dies der Fall ſein werde, und in Wirklichkeit konnte es auch kaum anders ſein. Das Einzige, was in jenen Zeiten des Glaubens zur Gründung eines Kloſters nöthig war, das waren Menſchen und ſolche hatte er bereits. Sie bedurften weder Geld, noch die Erlaubniß des Königs, des Geheimenraths oder des Parlamentes. Ein altes Gehölze oder eine wilde Wüſtenei, die der Eigenthümer, wenn ein ſolcher überhaupt da war, Jedem, der die wilden Thiere vertreiben und den Boden urbar machen mochte,

mit Freuden herzugeben pflegte, das war Alles, was sie brauchten. Die geistlichen Kinder Citeaux' mußten sich daher vermehren, jetzt da dem Mutterhause bereits vier blühende Abteien entstammt waren.

Nun aber handelte es sich darum, wie diese Tochterklöster mit dem Mutterkloster zu verbinden wären. Es stand zu befürchten, daß sie in späteren Zeiten, wenn die erste Generation dahingegangen war, wieder einfache Benedictiner mit weißem Gewande werden würden, und es gab durchaus keine Garantie dafür, daß sie die besonderen Institutionen Citeaux' aufrecht halten würden. Stephans erster Schritt, diesem Uebelstande abzuhelfen, war die Einsetzung des Generalcapitels; jedes Jahr sollten die Aebte aller von Citeaux abstammenden Abteien daselbst am Tage des heiligen Kreuzes zusammenkommen, um sich über die Anliegen des Ordens zu besprechen. Ihre erste Zusammenkunft fand im Jahre 1116 statt. Obgleich bei dieser Versammlung nur vier Aebte zugegen waren, so ist sie doch ein wichtiges Ereigniß, nicht nur in der Geschichte der Cistercienser, sondern in der aller Orden überhaupt. Durch die Einführung der Generalcapitel hatte Stephan ein Mittel gefunden, das dem großen Mangel der ersten Klöster gründlich abhalf — dem Mangel einer eigenen Jurisdiction. Seine Idee war bis dahin nur unvollkommen entwickelt; sie war nur der erste Keim der Regierung, durch welche der Cistercienser-Orden zu einem großen gemeinsamen Verband gemacht werden sollte; aber es war ein Wink, der für das ganze Christenthum vortheilbringend war; ihre Wirkung stellte sich auch als so wohlthätig heraus, daß die Cluniacenser, die

Dominicaner, die Franziscaner und die verschiedenen Congregationen des Benedictiner-Ordens diese Einrichtung annahmen. Innocenz III. scheint über die tiefe Weisheit im Plane Stephans betroffen gewesen zu sein, denn in dem berühmten lateranischen Concil, das er leitete, wurde dies System zur Wiederbelebung der klösterlichen Disciplin, die an vielen Orten verdorben worden war, eingeführt und die Generalcapitel von Citeaux werden ausdrücklich als Muster aufgestellt.

Diese Versammlung in Citeaux war noch in einer anderen Beziehung merkwürdig. Wir haben gesagt, nur vier Aebte seien zugegen gewesen; wo befand sich alsdann der Abt von Clairvaux? Ach, es ist nicht schwer, zu erfahren, was aus ihm geworden ist. Gerade während die heilige Conferenz stattfand, kam ein unerwarteter Besuch im Gewande eines Bischofs im Kapitelhause an. Die Aebte hätten sich eigentlich erheben und um den Segen dieses so plötzlich unter ihnen erscheinenden Kirchenfürsten bitten sollen; statt dessen warf er selbst sich in Gegenwart Stephans und seiner Brüder auf den Boden nieder. Es war Niemand anders, als der berühmte Wilhelm von Champeaux, früher der große Lehrer der Schulen, jetzt Bischof von Chalons. In jener demüthigen Haltung theilte er dem Abte von Citeaux mit, daß Bernhard dicht an der Schwelle des Todes stehe und sicherlich sterben werde, wenn ferner noch von ihm verlangt werde, den Geschäften seiner Abtei vorzustehen. Deßhalb bat der ehrwürdige Bischof auf den Knien Stephan, seine Autorität über Bernhard für die Dauer eines Jahres auf ihn zu übertragen. Der Abt ging natürlich, durch die demüthige Haltung William's bestimmt, bereitwillig auf seine

Bitte ein und der heil. Bernhard wurde in Folge dessen, kraft seines Gelübdes des Gehorsames, gezwungen, sich gänzlich seinen Händen zu überlassen. Er wurde daher für die Dauer eines Jahres in eine außer den Mauern von Clairvaux für ihn bereitete Wohnung gebracht und unter die Behandlung eines Arztes gestellt, dem er unbedingt gehorchen mußte.

Um diese Zeit begann Stephan in Beziehung zu anderen berühmten Persönlichkeiten zu treten, deren Freundschaft späterhin für den Orden von großem Nutzen wurde. Wilhelm von Champeaux war nicht der einzige Bischof, der nach Citeaux kam; im Jahre 1117 nahm es in seinen Mauern Guido, den Erzbischof von Vienne, auf, der damals apostolischer Legat in Frankreich war und später als Papst Calixtus II. den großen Kampf beendigen sollte, den Gregor VII. begonnen hatte. Er war in Dijon gewesen, um ein Concil abzuhalten, zu dem vermuthlich auch Stephan beigezogen war. Als das Concil vorüber war, begab er sich als Stephans Gast nach Citeaux und faßte dort für den entstehenden Orden eine Zuneigung, die er auch auf den päpstlichen Thron mit sich nahm.

So verschieden indessen das Loos war, zu dem Guido und Stephan berufen worden waren, indem der Eine einem Kloster, der Andere einem großen Erzbisthum vorzustehen hatte und der Anführer einer mächtigen Partei war, besaßen ihre Charaktere doch manches Gemeinsame. Die unermüdliche und beharrliche Energie, womit sich Stephan durch seine Schwierigkeiten hindurch gekämpft hatte und nun wirklich die klösterliche Disciplin in ganz Frankreich neubelebte, war der ruhigen Festigkeit, mit der Guido den Schluß

des Kampfes zwischen Kirche und Staat abwartete, nicht unähnlich. Als Paschalis den unglücklichen Fehler beging, der die Sache der Kirche bedrohte, excommunicirte der Erzbischof von Vienne als Legat des heiligen Stuhles sofort den Kaiser, und da er den ungestümen Eifer Jener, die den Papst abgesetzt haben wollten, nicht theilte, wartete er dann ruhig, ohne einen Augenblick lang die von ihm eingenommene Stellung zu verlassen, bis, ein Jahr vor dem Besuche in Citeaux, Paschalis das Urtheil, das er ausgesprochen hatte, bestätigte. Bevor er Citeaux verließ, bat er Stephan, eine Colonie von Mönchen in seine Diöcese Vienne zu senden, indem er versprach, sie mit allem Nöthigen zu versorgen. Stephan erfüllte diese Bitte gern und begab sich in eigener Person dahin, um die Abtei Bonneval zu gründen.

Diese wenigen Jahre, welche dem Eintritte Bernhard's in die Abtei folgten, geben ein getreues Bild von dem allgemeinen Gange, den Stephan's Leben nahm. Im Gründungsjahre Bonnevals, 1118, wurden noch zwei weitere Abteien gegründet: Prouilly in der Diöcese Sens und La Cour-Dieu in der Diöcese Orleans. Zu derselben Zeit gingen aus Clairvaux zwei Klöster hervor. So kam es, daß in dem kurzen Zeitraume von fünf Jahren neun Klöster aus Citeaux ihren Ursprung nahmen, wodurch sich nun auch die Nothwendigkeit herausstellte, dem entstehenden Orden eine Constitution zu schaffen. Stephan führte dies in dem Generalcapitel im Jahre 1119 aus, und die Mittel, deren er sich zur Erreichung dieses großen Zweckes bediente, waren von einer Klugheit, die zeigt, wie tief er die Bedürfnisse der klösterlichen Genossenschaften

studirt hatte. Sie verleihen ihm das Recht, in den Reihen der berühmtesten der vielen Ordensstifter zu stehen, die in verschiedener Weise dem Enthusiasmus der Christen eine neue, den Bedürfnissen der Kirche entsprechende Richtung gaben. Stephan half einem Mangel ab, den die Regel des heil. Benedict unberücksichtigt gelassen hatte und den sie freilich auch nicht berücksichtigen wollte, und dies geschah dadurch, daß die verschiedenen Klöster in einen gemeinsamen einheitlichen Zusammenhang gebracht wurden. Der heil. Benedict gab seine Regeln für ein Kloster, Stephan für einen Orden. Die Idee des großen Patriarchen der Mönche des Abendlandes war die, jedes Kloster solle eine Monarchie für sich unter seinem Abte sein; so weit die Regel des heil. Benedict geht, ist keine Abtei in irgend einer Weise miteinander verbunden. Bei eintretenden außergewöhnlichen Fällen können die Aebte benachbarter Klöster gerufen werden, um bei der Wahl eines Abtes zu interveniren[1]); im Allgemeinen aber war jedes Kloster eine unabhängige Gemeinschaft. Dieses beschränkte und unvollkommene Regierungssystem war der Ruin der klösterlichen Institutionen; die Jurisdiction der Bischöfe war ganz und gar nicht geeignet, widerspänstige Mönche in Ordnung zu halten oder die klösterliche Disciplin in ihrer Reinheit zu bewahren. Die Regel des heil. Benedict war schon einmal so vollständig aus Frankreich verschwunden, daß ihre Existenz vor der Zeit des heil. Odo von Clugny sogar in Frage gestellt worden ist. Man konnte in gewissen Klöstern ganz ruhig Laienäbte mit ihren Frauen und

---

1) Reg. c. 64.

Kindern wohnhaft finden, und der schwere Tritt der Söldner, das Pferdegewieher und Hundegebell machte das Kloster einer Ritterburg ähnlicher, als einen dem Dienste Gottes geweihten Ort[1]).

Ein Beispiel der Behandlungsweise, die den Bischöfen widerfuhr, wenn sie es unternahmen, Abteien zu reformiren, mag das Verhalten der Mönche von Fleury an der Loire liefern, als der heil. Odo in die Abtei eingeführt wurde, um sie zu bändigen. Zwei Bischöfe und zwei Grafen begleiteten den Abt; die Mönche aber begegneten ihnen, wie die Geschichte erzählt, nicht besser, als Heiden und Barbaren; sie schnallten hurtig das Schwert um, besetzten die Thore, sammelten eine große Masse Steine und Wurfgeschosse auf das Dach und erklärten, daß sie eher sterben, als den Abt eines anderen Ordens in ihren Mauern aufnehmen würden. Die Bischöfe hätten wohl immerdar außer den Mauern bleiben müssen, hätte nicht der unerschrockene Abt seinen Esel bestiegen und wäre ruhig und allein in das Kloster geritten, so daß die Mönche, vom Staunen über seinen Muth ganz überwältigt, sich ihm nicht widersetzten.

Vor Stephans Zeit wurden zwei allgemeine Reformationen der klösterlichen Institutionen versucht und beide waren gegen den oben erwähnten Mißstand gerichtet; der heil. Benedict von Aniane vereinigte durch seinen persönlichen Einfluß alle Abteien des Carolingischen Reiches zu einer Congregation; nach seinem Tode aber fielen sie in ihren früheren Zustand zurück. Die andere, von der berühmten Congregation von

---

1) *Mabillon*, Pref. in Saec. 5.

Clugny vorgenommene Reform war bedeutend nachhaltiger. Als die Klöster im Zustande tiefster Entwürdigung waren, besaßen sie inmitten dieser Masse von Corruption doch noch genug Lebenskraft, um einem Geschlechte von Heiligen gleich jenen der ersten Aebte von Clugny das Dasein zu geben. Einzig durch die Macht ihrer Heiligkeit verbanden sie eine ungeheuere Anzahl von Abteien so mit der ihrigen, daß dieselben sämmtlich von dieser abhängig wurden. Vermuthlich war diese große Congregation nicht eher, als bis zur Zeit des heil. Hugo vollständig systematisirt; vor ihm scheinen einzelne Abteien in gewissen Fällen wieder unabhängig geworden zu sein, wenn der Abt von Clugny, der sie reformirt hatte, starb. Hugo aber forderte als vorhergehende Bedingung, daß ein Kloster, das sich an die Congregation anschloß, ein von Clugny abhängiges Priorat und dessen Superior durch ihn und seine Nachfolger eingesetzt werden sollte [1]).

Clugny war ein schönes und stolzes Reich; dreihundert und vierzehn Klöster und Kirchen standen unter ihm [2]); sein Herr war ein weltlicher Fürst und in geistlichen Dingen nur dem heiligen Stuhle untergeben; er prägte Geld auf seinem eigenen Territorium Clugny, wie der König von Frankreich in seiner königlichen Stadt Paris, und die großen Münzen des Conventes hatten eine so weite Verbreitung, wie die Fleurs-de-lis des Louvres. Dies geistliche Fürstenthum erstreckte sich bis Constantinopel, ja selbst bis zum heiligen Land. Und es war wirklich groß, zu groß als Besitz für einen

---

1) *Mabillon*, S. V. Praef. 56.
2) *Thomassin* de Nov. et Vet. Disc. I. 368.

Mann, der nicht so edel gesinnt, wie der heil. Hugo, und so frei von selbstsüchtigen Gesinnungen war, wie die schöne und liebevolle Seele Peters des Ehrwürdigen. Zu der Zeit, da Stephan den Cistercienser-Orden vollständig ausbildete, war Clugny in den Händen eines Mannes, der es in der Zwischenzeit zwischen dem heil. Hugo und Petrus regierte und das Ganze verdarb: Abt Pontius. Er machte durchaus Anspruch auf den stolzen Namen des „Abtes der Aebte" und maßte sich eine hochmüthige Ueberlegenheit über den Abt vom Monte Cassino, der ältesten Benedictiner-Abtei, an. Dies war die Schuld des Systems; Ein schlechter Abt ruinirte das Ganze. Pontius hinterließ seinem Nachfolger ein mit Schulden beladenes Haus, das dreihundert Mönche mit Revenüen unterhalten sollte, die kaum für einhundert genügten, ohne des Schwarmes von Gästen und Bettlern zu gedenken, welche die Thore der Abtei belagerten. Solche Mißstände vor Augen, beschloß Stephan, ein System gegenseitiger Visitation zwischen den Abteien seines Ordens einzuführen. Als Abt von Citeaux hätte er sich zum Haupt dieser wachsenden Congregation machen können; es war aber nicht seine Absicht, über das Erbe Christi zu herrschen; sondern er wollte nur zwischen den Cistercienser-Abteien ein dauerndes Band der Liebe stiften. Die Statuten, welche er seinen Brüdern in dem Generalcapitel vom Jahre 1119 vorlegte, wurden die Charta charitatis genannt. In ihren Bestimmungen wird der ganze Orden als eine durch die Bande des Blutes verbundene Familie betrachtet; Citeaux ist die gemeinsame Stammmutter, und die vier ersten aus ihr hervorgegangenen Abteien, La Ferte, Pontigny,

Clairvaux und Morimond, regierten als die vier älte=sten Töchter je die aus ihnen entsprungenen Abteien. Der Abt von Citeaux wurde Pater universalis ordi-nis genannt; er visitirte nach Gefallen jedes Kloster und wohin er kam, räumte ihm der Abt seinen Platz ein. Dagegen visitirten die Aebte der vier Tochter=klöster, wie sie genannt wurden, Citeaux und nahmen außerdem noch jedes Jahr eine Inspection der Abteien, die aus ihnen entsprungen waren, vor. Jedes Jahr wurde in Citeaux ein Generalcapitel abgehalten, dem alle Aebte im Orden ohne Ausnahme, unter schwerer Strafe, beizuwohnen verpflichtet waren. Der Haupt=abt jeder Filiation konnte mit Gutheißung der anderen Aebte jeden seiner ihm untergeordneten Aebte, der nach ergangener Ermahnung fortfuhr, die Regel zu verletzen, absetzen; ja es konnte selbst das Haupt des ganzen Ordens durch die vier Aebte abgesetzt werden, wenn auch nicht ohne ein Generalcapitel oder im Falle dringendster Nothwendigkeit in einer Versammlung der Aebte der vier Töchterklöster Citeaux'. Jede Abtei sollte jeden der Brüder von einer der anderen Cister=cienser=Abteien mit Freuden aufnehmen und behandeln, als ob er zu Hause wäre. Auf diese Weise sollte die allervollkommenste Einheit unter der ganzen Gemein=schaft erhalten werden, und wenn im Generalcapitel eine Uneinigkeit entstand, konnte der Abt von Citeaux mit Hülfe der anderen von ihm ernannten Aebte die streitige Frage entscheiden. Dies ist nur ein schwacher Umriß der berühmten Charta charitatis, die manchem anderen Orden und theilweise dem der Cluniacenser sogar zum Muster diente.

Es könnte scheinen, als ob dies strenge System

gegenseitiger Visitation die des Bischofes ausgeschlossen hätte, so daß in Wirklichkeit der Orden mit der Zeit von der bischöflichen Oberaufsicht befreit worden wäre; dies lag aber keineswegs in Stephans Absicht. Exemptionen von der Jurisdiction des Stellvertreters Christi, wie der heil. Bernhard den Bischof der Diöcese nennt [1]), bildeten eines der besonderen Uebel, gegen welche sich die ersten Schriftsteller des Cistercienser-Ordens am lautesten erklären. Es war ein Theil der ehrgeizigen Bestrebungen der Aebte jener Zeit, und deßhalb bringen Jene sie mit der Anmaßung der Mitra und der Bischofsschuhe, die in den Augen der Cistercienser ein so großes Aergerniß waren, in eine Linie. Exemptionen jedoch, welche nicht auf Bewerben des Abtes gewonnen, sondern der Frömmigkeit der Klosterstifter vom heiligen Stuhle verliehen worden waren, sind vom Tadel des heil. Bernhard ausgeschlossen und Stephan trug doch, ungeachtet seiner Unterwerfung unter die Diöcesanautorität, Sorge, seinen Orden gegen den Einfluß der weltlichen Bischöfe sicher zu stellen. Von der Zeit Hugo's, des zweiten von Stephan gewählten Abtes, an wurden dem Schwure des canonischen Gehorsams, den jeder Abt beim Empfang der Benediction vom Bischof ablegte, die Worte beigefügt: „Salvo ordine nostro.“ Ein weiterer wichtiger Schritt, um seinen Orden und seine neue Constitution vor unberufener Einmischung zu bewahren, geschah von ihm, indem er sich um Bestätigung der Charta charitatis an den heiligen Stuhl wandte. Ohne diese Sanction war sie ein bloßer Privatvertrag zwischen

---

1) De Off. Episc. 9.

den damals an der Spitze stehenden Cistercienser-Aebten; mit der päpstlichen Sanction aber wurde sie in gewisser Weise ein Kirchengesetz. Stephan brauchte, um diese Bestätigung vom Papste zu erlangen, nicht bis nach Rom zu senden; es hatten sich während der Blüthezeit Citeaux' in der Christenheit große Dinge ereignet. Paschalis II. war gestorben und nach der kurzen Frist eines Jahres war ihm Gelasius im Tode gefolgt, nicht in seinem Palaste zu Rom, sondern im Exil in Clugny. In jenem Jahre häuften sich die Drangsale, die seit den Tagen des Martyriums für den Nachfolger des heil. Petrus niemals größer gewesen waren. Das Leben des Papstes Gelasius war in der That ein gequältes gewesen, seitdem er seine friedlichen Studien in Monte Cassino verlassen hatte und Kanzler von Rom geworden war, um das Latein des päpstlichen Hofes zu verbessern, wo, wie Pandulfus sagt, „der alte Styl der Eleganz und Grazie beinahe verloren gegangen war [1])." Er fand eine schwerere Aufgabe, als diese, denn er theilte alle Drangsale des Papstes während jenes langen Kampfes, und wurde endlich aus dem Cardinal Johann Cajetan selbst zum Papste Gelasius II. gemacht. Gleich bei der Ceremonie seiner Thronerhebung wurde er durch die Partei des Kaisers von seinem Sitze gestürzt, an den Haaren aus der Kirche geschleppt und vor der Thüre so mit Füßen getreten, daß die Rädchen an den Sporen seiner Verfolger mit seinem Blute befleckt wurden. Hierauf floh er zu Wasser aus Rom während eines Sturmes unter Donner und Wind, und was schlimmer war, unter

---

1) *Muratori*, Script. III. part I. 378.

den Flüchen der Deutschen, die an den Ufern standen, bereit, ihn zu ergreifen, wenn sie könnten. Und dies würde ihnen gelungen sein, wäre ihm nicht die schreckliche Nacht und Carhinal Hugo zu Hülfe gekommen, der den heiligen Vater bei seiner Landung auf dem Rücken in eine sichere Burg trug. Er brachte den Rest seines Lebens im Exil zu, eine kurze Zwischenzeit abgerechnet, in der er sich wieder nach Rom zurückwagte, wo sich aber die gottlosen Edelleute wieder gegen ihn erhoben und von Neuem Schwerter gegen ihm gezückt wurden, bis er endlich sagte: „Lasset uns diese Stadt fliehen, dies Sodom, dies neue Babylon!“ und Alle „Amen!“ riefen. So verließ er Rom für immer und ging nach Frankreich, dem gewöhnlichen Zufluchtsorte der Päpste in jenen schrecklichen Zeiten.

In Frankreich wurde auch sein Nachfolger gewählt und zwar in der Person Guido's, des Erzbischofs von Vienne, aus dem edlen Hause Burgund, welcher der Freund Stephans und Citeaux' war und den Namen Calixtus II. annahm. Er war es, dem Gott die Gnade verlieh, den Kampf zwischen der Kirche und dem Kaiser zu beendigen und Heinrichs V. Unterwerfung zu empfangen. Doch geschah dies erst späterhin. Während des Jahres, da die Charta charitatis aufgesetzt wurde und das auch das erste seiner Regierung der Kirche Christi war, blieb er in Frankreich und hielt ein Concil zu Rheims, wo er den Kaiser excommunicirte. Im December fand ihn der Bote Stephans in Sedelocum, vermuthlich dem jetzigen Saulieu in der Auvergne; mit Einwilligung der Bischöfe jener Diöcesen, in denen die Cistercienser-Abteien gelegen waren, bestätigte er alle Maßregeln, die Stephan mit Gutheißung seiner

Brüder zur Erhaltung des Friedens in seinem Orden getroffen hatte. Die Charta charitatis war kein todter Buchstaben; wäre der Geist Gottes nicht in jenem Hause gewesen, so würde sie nichts als ein Stück Pergament gewesen sein. Aber der heilige Geist war in Wirklichkeit dort; wie hätten sonst so viele Menschen von verschiedenem Alter, Charakter, Rang und Vaterland in Frieden miteinander leben können? Es ist leicht, zuweilen große Opfer zu bringen; aber sehr schwer ist es, den Verkehr des täglichen Lebens ohne Uneinigkeit und Spaltung zu erhalten, und noch schwerer, sich, während der Leib unter der Ermüdung und Abtödtung leidet, die liebevolle und stille Besonnenheit zu bewahren, welche die kleinen Mängel des Nächsten ohne Anstrengung erträgt. Gerade das Capitel, in welchem die Charta charitatis durchging, bietet ein Beispiel der Art. Wie es scheint, wurden die fremden Aebte bei Gelegenheit des Generalcapitels mit einer Pittance regalirt, um ihnen die Freude Citeaux' über die Anwesenheit seiner Söhne zu erkennen zu geben. Aber die Väter mußten sehen, daß in Folge des reichlicheren Mahles in der Abtei Alles verkehrt ging; die armen Köche wurden durch das ungewohnte Fest ganz verwirrt, und als Alles vorüber war, mußten die Tische abgewaschen werden und die Diener hatten ihr Essen zu erhalten; dadurch fiel die Vesper weit später, als üblich[1]), und die armen Mönche kamen um einen Theil ihres ohnehin so dürftigen Schlafes. Die Aebte waren ärgerlich, daß ihr Besuch so viele Störung verursachte, und baten Stephan, ihnen nie wieder eine

1) Us. Cist. 108. 77.

Pittance zu geben, was derselbe mit Bewilligung der Brüder versprach.

Achtzehntes Kapitel.

Abt Suger.

Die Verwaltung seines Ordens füllte Stephans Zeit hinreichend aus; Jahr auf Jahr wurden neue Abteien gegründet und von allen Seiten erhoben sich zum Staunen der Welt Cistercienserklöster. Er mußte zur Gründung eines neuen Conventes oftmals lange Reisen unternehmen und neben solchen Anstrengungen erheischte die Regierung einer so großen Gesammtheit eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit. Man darf nicht glauben, daß der Weg der Mönche ohne Gefahren gewesen sei, oder daß sich nicht selbst unter seinen vielversprechendsten Schülern zuweilen merkwürdige Fälle ereigneten, die sein Herz betrübten. Im Jahre 1125 z. B. wurde Arnold, den er zum Abte von Morimond, einer der vier Hauptabteien des Ordens, gemacht hatte, plötzlich seines Amtes überdrüssig und verließ, während Stephan in Flandern weilte, mit mehreren der Brüder das Kloster. Er nahm eine Pilgerfahrt zum Vorwande, kehrte aber niemals wieder zu seiner Abtei zurück und starb bald darauf in Köln als weggelaufener Mönch.

Während jedoch Stephan mit der Verwaltung seiner Abteien beschäftigt war, ging ganz in der Stille in einem anderen und zwar höchst wichtigen Bereich durch die wachsende Bedeutung des Cistercienser-Ordens eine Reform vor sich. Man konnte wohl annehmen, daß die mit der Bebauung des Bodens, mit der Trockenlegung der Sümpfe und der Cultivirung wüster

Ländereien beschäftigten Cistercienser gewiß ein großer Trost für die Armen, unter denen sie arbeiteten, sein würden; man konnte aber kaum erwarten, daß ihr Einfluß weiter reiche, und doch war es so. Sowohl der Palast des Bischofs, als der Hof des Königs, die beide zu jener Zeit unglücklicher Weise zu fest verbündet waren, begannen den Einfluß des kühnen Standpunktes, den Stephan zu Gunsten der christlichen Armuth einnahm, zu empfinden.

Um das Jahr 1124 war Peter, Abt von La Ferte, zum Erzbischof von Tarantaise gewählt worden und hatte die Wahl mit Stephans und des Generalcapitels Gutheißung angenommen. Cistercienser-Bischöfe waren noch immer verpflichtet, die Regeln des Ordens zu halten, sie durften die Pelzgewänder mit blutroth gefütterten Aermeln[1]), welche dem heil. Bernhard ein Aergerniß waren, nicht tragen, sondern verdeckten das Gewand des Ordensabtes nur mit einem armen, mit Schaafhaut gefütterten Mantel[2]).

In den beiden folgenden Jahren wurde Frankreich durch die Conversion dreier der mächtigsten Prälaten des Landes in Erstaunen versetzt; es waren Heinrich, Erzbischof von Sens, Stephan, Bischof von Paris, und der berühmte Suger, Abt von St. Denis. Conversion ist hier nicht so zu verstehen, als ob diese Männer zuvor ein lasterhaftes oder unmoralisches Leben geführt hätten; es waren im Gegentheil Männer, bei denen man nicht umhin konnte, die edle Weise zu bewundern, in der sie die damalige bessere Partei im

1) *St. Bern.* de Off. Epis. 2.
2) Inst. Cap. Gen. 59.

Staate leiteten; aber ehrgeizig und höfisch gesinnt, halb Krieger, halb Staatsmänner, waren sie, und erst in letzter Linie kam ihre kirchliche Bedeutung. Es war jene Zeit, da das französische Königsthum mit Hülfe der Kirche sich zu heben begann; der König von Frankreich war nur dem Namen nach König gewesen, oftmals fromm und gläubig, selten aber groß oder intelligent. In England waren unsere normännischen Herren die wirklichen Spitzen einer feudalen Souveränität, sie herrschten durch das Recht der Eroberung und die Barone wurden durch die gemeinsame Furcht vor den Sachsen niedergehalten. Der arme König von Frankreich aber war in seiner königlichen Stadt Paris von allen Seiten von den Herzogen der Normandie, von den Grafen von Anjou, Blois und Flandern bedrängt, ein bloßer Schatten Karls des Großen und von der schlauen, gewissenlosen und mächtigen englischen Majestät, die ihren glänzenden Hof in Westminster hielt, sehr verschieden. In der Zeit Ludwig VI. jedoch begann die französische Monarchie sich zu entwickeln; er war ein energischer und in vielen Beziehungen achtungswerther Fürst, der seine Jugend in der Abtei St. Denis zugebracht hatte und sogar einmal dazu neigte, Mönch zu werden. Er machte mit der Kirche gemeinsame Sache gegen die Adeligen, die insgesammt Räuber der Kirchenländereien waren und weder seine königliche Krone, noch die Mitra des Bischofs achteten.

Was aber hatte die Monarchie mit Stephan oder Stephan mit der Monarchie zu thun, daß sein armer Orden in die Angelegenheiten des Königthumes verwickelt werdeu sollte? Und dennoch kam er, so seltsam es klingt, durch die Conversion seines Ministers den

Plänen des Königs Ludwig entgegen. Das eigentliche Haupt der politischen Bewegung war gewonnen, als Suger's Herz durch die flammeuden Worte des heil. Bernhard gerührt und die königliche Abtei St. Denis durch das Beispiel der Cistercienser reformirt wurde. Das Herz Suger's war edel, selbst als die Welt noch zu großen Antheil daran hatte. Es gewährte niemals etwas Niedrigem oder Gemeinem Zutritt; das Einzige, wodurch es befleckt wurde, war eine zu große Liebe für das äußere Ansehen und für weltliche Größe, wie selbst der heil. Bernhard zugibt[1]). Wer anders, als jener Mann von kleiner Statur, durchbohrendem Auge und klugem, übrigens offenen Herzen hatte als Probst von Toury die Macht Hugo's von Puiset gebrochen, jenes Dornes in der Seite der Kirche, der gegen den König selbst die Lanze einlegte? In seiner Mönchscapuze ritt er in die Stadt Toury, mitten durch die Feinde, die sie belagerten, und rettete sie für den König. Kein Geschäft glückte, wenn nicht Suger dabei war; sowohl sein Abt Adam, als der König liebten ihn und sandten ihn sogar mehr als einmal über die Alpen; und kein Wunder, denn seine Beredtsamkeit und Gelehrsamkeit waren so groß, daß er nicht nur die Väter citiren, sondern sogar zwei- und dreihundert Verse aus dem Horaz nacheinander auswendig hersagen konnte. Er hatte einst nach einer der erwähnten Expeditionen gerade den Papst Calixtus verlassen und befand sich auf dem Rückwege nach Frankreich in einem Wirthshause; er hatte am Abend die Matutin gebetet und sich dann schlafen gelegt, als ihm träumte, er

---

1) *St. Bern.* Ep. 78.

habe sich in einem kleinen, von den Wogen umtosten Boote auf dem Meere befunden, sei aber durch die Hülfe des heil. Märtyrers Dionys gerettet worden. Als er aus diesem Traume erwachte und, seine Reise fortsetzend, darüber nachdachte, was er bedeuten möge, sah er einen Bruder der Abtei auf sich zukommen, auf dessen Antlitz Schmerz und Trauer miteinander kämpften. Der Bruder erzählte ihm, Abt Adam sei gestorben und die Mönche von St. Denis hätten ihn zum Abt erwählt, sogar ohne die Erlaubniß des Königs abzuwarten, der nun sehr zornig sei und einige der Brüder habe in's Gefängniß werfen lassen. Bei diesen Nachrichten wurde Suger's Herz traurig; er liebte seinen Abt zärtlich, und außerdem lagen seine Brüder um seinetwillen im Gefängniß; das Schlimmste von Allem aber war, daß er einen Streit zwischen dem König, seinem Herrn, und dem Papste betreffs der Freiheit der Wahl voraussah. Die Fürbitten des heiligen Märtyrers indessen halfen ihm über Alles hinweg; der König bestätigte die Wahl der Mönche und er wurde installirter Abt der ersten Abtei in Frankreich. Welch' ein Leben war hierauf, als er so auf die Höhe gestellt worden, das seinige? Wenn ein rebellischer Adeliger zur Ruhe gebracht werden sollte, mußte Suger dabei sein; als er einst an der Spitze einer Söldnerschaar gen Orleans seinem Herrn, dem König, nachritt, wurde er mit einem Offizier Hugo's von Puiset handgemein, den er gefangen nahm und in sichere Haft nach dem Abteigefängniß brachte. Rom sah ihn im Jahre 1123 auf dem lateranischen Concil; im folgenden Jahre zeigte die Kirche von St. Denis ein merkwürdiges Schauspiel: Der Kaiser, mit der auf dem Concil von

Rheims gegen ihn ausgesprochenen Excommunication belastet, griff Frankreich, den beständigen Verbündeten der Kirche, an. Da faßte das Königthum Frankreich Muth, die Männer des Landes schaarten sich um den König und alle zusammen gingen nach St. Denis, wo Ludwig die Oriflamme aus den Händen Suger's am Hochaltar, um den die ganze Ritterschaft Frankreichs stand, empfing. Die Sache der Kirche Gottes siegte und der Kaiser zog sich nach Deutschland zurück, ohne die Entfaltung der Oriflamme abzuwarten. Dies Alles war ganz gut; Suger stand auf der rechten Seite; seine Politik war die beste für Frankreich, das so langsam ein Band der Vereinigung mit dem Könige fand und die kleinen Tyrannen, die es verwüsteten, los wurde. Ferner stand er auf der Seite der Kirche, denn diese Adeligen waren ihre unduldsamsten Unterdrücker; dennoch aber fehlte dem Abte von St. Denis Etwas; die Interessen seiner Seele gediehen unter dieser fortwährenden Unruhe nicht, die auch seinen Leib aufrieb, so daß ein Mönch von ihm sagte: „Abt Suger wird nicht dick, wie andere Aebte[1])." Die Gebete der Cistercienser jedoch waren thätig und die Worte des heil. Bernhard spornten sein Gewissen an. Und wirklich konnte es einem adlichen Herzen, gleich dem Suger's, nicht lange entgehen, daß er nur wenig Aehnlichkeit mit einem Geistlichen und Mönch hatte, wenn er an der Spitze von Soldaten ritt oder sich unter dem glänzenden Gefolge eines Hofes bewegte. Außerdem war seine Abtei in einem geradezu jämmerlichen Zustande; ohne den Verläumdungen Abälard's Glauben zu schenken, ist

1) Vit. Sug. 2. 3. ap. Du Chesne.

es doch gewiß, daß sie so wenig als möglich von einem Kloster hatte. Sie war gänzlich verweltlicht und das alte Sanctuarium, einst die eigentliche Seele der Frömmigkeit Frankreichs und die Begräbnißstätte seiner Könige, war nun das Centrum aller Geschäfte des ganzen Reiches.

„Bereitwillig und treulich erhielt der Kaiser dort das Seinige; was aber die Interessen Gottes betrifft, so wurden sie Gott nicht so treulich gezollt[1]." Von allen Gegenden her trafen Posten ein; oft war das Kloster mit Bewaffneten angefüllt; die Mönche konnte man müßig herumliegen und mit den Fremden plaudern sehen, und selbst Frauen wurden zuweilen in sein Bereich zugelassen. Es darf daher nicht Wunder nehmen, daß dies Alles die Indignation der Cistercienser erregte; aber es sollte nicht lange so währen. Suger besaß ein redliches Herz; er war schon von früher Jugend an von der Gewalt der Umstände in weltliche Angelegenheiten verstrickt worden, und der Drang der Geschäfte hatte ihn verhindert, zu sich zu kommen. Nun aber, da die furchtbare Verantwortung der Leitung seiner Abtei auf ihm lag, flößte sie ihm Schrecken ein. Die Cistercienser-Reform verbreitete sich wie ein Lauffeuer rings um ihn her; sie war eine Erklärung des Himmels gegen seine eigene, so höchst strafbare Vernachlässigung des wichtigen Amtes, das Gott seinen Händen anvertraut hatte. Seine große Schaar bewaffneter Söldner und seine kostbaren Gewänder bildeten einen traurigen Gegensatz zu Stephans ärmlichem Aufzug, wenn er in seinem groben weißen Gewande

---

1) *St. Bern.* Ep. 78.

mit einem oder zwei Mönchen und einem Laienbruder in seinem Gefolge umherreiste. Suger's Seele erlag beinahe unter dem Gedanken an seine Gefahr und er beschloß, sowohl sich als seine Abtei zu reformiren. Wenn Citeaux niemals mehr gethan, als daß es dieses edle Herz Gott zugewendet, so würde seine Arbeit nicht vergeblich gewesen sein. Indem es so die Reform St. Denis' förderte, besiegte es die eigentliche Feste der Weltlichkeit; es reinigte die Kirche von der gänzlichen Verweltlichung, welche eine lange Berührung mit der Welt herbeigeführt hatte. Wie mußte Stephans Herz aufjauchzen, wenn er so sah, wie sein Orden seine Aufgabe erfüllte. Er konnte am herzlichsten in den frommen Erguß ruhiger Freude einstimmen, womit Suger Gott dankte. „Unter der Wiedererlangung der alten Kirchengüter und dem Erwerbe neuer, unter der Ausbreitung dieser Kirche rings umher, der Restauration oder dem Neubau ihrer Gebäude ist das erste, gnädigste und höchste Privileg, das nur Gott in Seiner Barmherzigkeit gewährt hat, daß Er den heiligen Orden, den Zustand dieser heiligen Kirche zu Seiner eigenen Ehre und zu der Seiner Heiligen an demselben Orte völlig reformirt und das Ziel, wie den Endzweck der heiligen Religion, durch welche der Mensch die Freude Gottes erhält, in Frieden festgestellt, ohne Aergerniß oder Unruhe unter den Brüdern hervorzurufen, obgleich es ihnen Allen ungewohnt war[1])."

Die Conversion Suger's ist an sich eine Rechtfertigung Stephans in Betreff der strengen Regeln der Armuth, welche er in Citeaux eingeführt hatte; das beste

---

1) Vit. Lud. Grossi ap. Du Chesne. IV. 311.

Mittel, ein offenes Herz, gleich dem des Abtes von St. Denis zu gewinnen, war das, ihm ein klares und unzweifelhaftes Beispiel heiliger Armuth, das sogar durch das Gewühl weltlicher Geschäfte zu ihm dringen mußte, vorzuführen. Frankreich nannte ihn später den Vater seines Vaterlandes und dem Einfluß der Cistercienser-Reform muß es jene aufrichtige Gewissenhaftigkeit und jene ihm eigene Frömmigkeit danken, die ihn aufrecht hielt, als er später Regent des ganzen Reiches wurde.

In einem einzelnen Punkte wurde er freilich nicht der Schüler Stephans: im Schmuck der Kirchen konnte er die Armuth nicht vertragen; es lag nicht in seiner Natur und er konnte Nichts dafür. Er selbst scheint offenbar auf seine guten Freunde in Citeaux anzuspielen, wenn er sagt: „Jeder kann seine eigene Meinung haben; ich gestehe, daß es mir am besten gefällt, wenn Etwas, das kostbarer als das Uebrige, ja das Allerkostbarste von Allem ist, vor allen Dingen der heiligen Eucharistie dienstbar gemacht wird.“ Der Unterschied zwischen St. Denis und Citeaux trat in späteren Zeiten auf eine merkwürdige Weise zu Tage; Abt Suger dachte bei sich ernstlich darüber nach, wie er Edelsteine zur Verzierung eines prachtvollen Crucifixes auf dem Hochaltar der Abteikirche erhalten könne, als drei Aebte, unter denen sich der Abt von Citeaux — vermuthlich Stephans Nachfolger — und ein anderer Cistercienser-Abt befand, bei ihm eintraten und eine solche Masse von Juwelen mitbrachten, wie er sie nie zuvor gesehen hatte. Thibault, Graf der Champagne, auch ein Schüler Citeaux', hatte aus Liebe zur heiligen Armuth zwei herrliche goldene

Vasen zerbrochen und sie als Almosen diesen Aebten geschenkt, die nun damit sogleich nach St. Denis kamen, da sie sicher sein durften, dort Absatz dafür zu finden. Ungleich dem einfachen Chore von Citeaux strahlte das Sanctuarium der königlichen Abtei von Gold und Juwelen, von Gemälden und Sculpturen. Dort befand sich das von dem heiligen Goldschmiede Eligius gearbeitete Kreuz und der Jaspis, der Rubin, der Saphir, der Smaragd und der Topas, „ja," sagt Suger, „alle die kostbaren Edelsteine des alten Tyrus, den Karfunkel ausgenommen, glänzten dort." Alle Kronen der Könige von Frankreich waren nach deren Tod auf dem Schreine der Märtyrer dort niedergelegt. Das Entzücken des Abtes über solchen Schmuck am Schreine seines Herrn war aber ganz rein von egoistischen Empfindungen, „denn," sagt er, „es ist ganz recht und billig, daß wir mit allen Dingen ohne Ausnahme unserem Erlöser dienen, Der in allen Dingen ohne Ausnahme sich gewürdigt hat, für uns zu sorgen, Der Seine eigene Natur mit der unserigen in eine anbetungswürdige, niemals zu trennende Person vereinigt hat, Der, indem Er uns zu Seiner Rechten setzte, uns die Verheißung gab, daß wir wahrhaftig Sein Reich besitzen sollten, unser Herr, Der lebt und regiert mit dem Vater und dem heiligen Geiste, Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen[1])!"

Es ist instructiv, zu sehen, wie sich der Einfluß der Cistercienser auf Personen erstreckte, deren Geist von so ganz anderer Beschaffenheit, als der des Abtes von Citeaux war. Wenn auch Stephan an dem unklöster-

1) Adm. Sug. c. 32.

lichen Aussehen des Hochaltares in St. Denis Aergerniß genommen hätte, so würde er doch an dessen edelgesinntem Abte einen verwandten Geist, einen wirklichen Cistercienser an Einfachheit inmitten all' dieses Glanzes gefunden haben. „Dieser Mann beschämt uns Alle," sagte ein gewisser Abt von Clugny betreffs Suger's; „er baut nicht für sich, wie wir zu thun pflegen, sondern einzig für Gott." Bei all' seiner Liebe für Architectur baute er nur einmal etwas für sich, und das war eine zehn Fuß breite und fünfzehn Fuß lange Zelle. Hier stand sein kleines Strohbett, das am Tage durch eine schöne Decke verborgen, aber während der wenigen Stunden, die er in der Nacht dort lag, mit Nichts, als der rauhen laena oder wollenen Decke bedeckt war, welche der heil. Alberich an die Stelle der vielen Decken im Schlafsaale der Cluniacenser gesetzt hatte. So lebte er, eine der bedeutendsten Eroberungen Citeaux', durch den, als er späterhin als Regent die Anstellung jedes Bischofs im ganzen Königreiche in Händen hatte, Stephans Liebe zur heiligen Armuth den wesentlichsten Einfluß auf die ganze Kirche von Frankreich ausübte.

Und was sagte König Ludwig, als sich dieser merkwürdige Einfluß in seinem Palaste geltend machte? Er that sein Bestes für die Kirche und sollte nun etwa der Bund zwischen Kirche und Staat gebrochen, seine kirchlichen Freunde von seiner Seite genommen werden, Alles bloß um eines Mönches, gleich Stephan, willen? Er hatte die Cistercienser begünstigt und hatte sich sogar, wie aus einem um diese Zeit geschriebenen Briefe hervorgeht [1]), in einer früheren Periode einer ihrer

1) *St. Bern.* Ep. 45.

Gebetsbruderschaften angeschlossen; nun aber, da Heinrich von Sens und Stephan von Paris seinen Hof verließen, um als gute Hirten ihre Heerden zu leiten, fing er an, die Cistercienser-Gebete für ganz gut in ihrer Art zu halten, vorausgesetzt, daß sie nicht seine Minister bekehrten. Durch das Verhalten der Bischöfe geärgert, ergriff er die Gelegenheit eines Scandales in der Diöcese Paris, um sich der Temporalien dieses Bisthumes zu bemächtigen: und als der Erzbischof von Sens, als Metropolitan von Paris, die Partei des Bischofs ergriff, begann er auch diesen zu verfolgen. Wie es scheint, hatte der König unter den Cardinälen Parteigenossen, und es war zweifelhaft, wie die Sache ausgehen würde. Der arme Bischof wußte nirgends Hülfe zu finden. Da fiel ihm ein, daß gerade eine Anzahl furchtloser Männer zusammengekommen war, die von der Welt nichts zu erwarten hatte. Er wandte sich an das Kapitel von Citeaux um Empfehlungsbriefe an den Papst in seiner Angelegenheit. Die Aebte hielten es für das Beste, zuerst an den König selbst zu schreiben, und der heil. Bernhard verfaßte ein Schreiben im Namen des Abtes von Citeaux und seiner zu ihrer jährlichen Zusammenkunft versammelten Brüder. So stand denn Stephan in directer Opposition zu Königen und Cardinälen! Merkwürdig ist der Styl des Anfanges dieses kühnen Schriftstückes: „Dem edlen König der Franken, Ludwig, Stephan, Abt von Citeaux, und die ganze Versammlung der Cistercienser-Aebte und Brüder, Gesundheit, Glück und Frieden in Christo Jesu.“

Der hölzerne Stab von Citeaux wider den goldnen Scepter des Louvre! Die Partie scheint äußerst un-

gleich; aber der hölzerne Stab gewann zuletzt das Spiel. Die Cardinäle sträubten sich, von Rom kam eine Entscheidung zu Gunsten des Königs und alles Glück schien auf seiner Seite zu sein. Es gab aber noch eine unzufriedene Partei, die ganz in der Stille und unbemerkt um den König herum sich gebildet hatte und deren Einfluß sich nun über den Alpen fühlbar machte. Ihre Wünsche mußten fortan in der Berathung der Päpste und Könige Beachtung finden. Der heil. Bernhard und Hugo von Pontigny riefen laut den Papst an trotz des Murrens der Cardinäle, die solche unbequeme Parteigenossen der Justiz nicht liebten. Endlich, zur Zeit oder um die Zeit des Concils von Troyes, im Jahre 1128, dem sowohl Stephan als der heil. Bernhard beiwohnten [1]), legte sich der heilige Stuhl zu Gunsten des Bischofs in das Mittel. Kurz darauf schrieb Stephan mit den Aebten von Clairvaux und Pontigny zu Gunsten des Erzbischofs von Sens, den der König Ludwig noch immer verfolgte, an den Papst. Sie waren ein unnachgiebiger Menschenschlag, den nichts zufrieden stellen konnte, bis der Unterdrückte von der Tyrannei seines Unterdrückers befreit war; diese Cistercienser-Frösche wollten aus ihren Sümpfen herauskriechen [2]) und nicht Frieden geben trotz all' der bitteren Klagen der Cardinäle, deren Ruhe durch ihren Lärm ärgerlich gestört wurde. Sie mußten mit ihrer lästigen Armuth schlechterdings an der Spitze jeder Bewegung in der Kirche stehen! Selbst die kriegerischen Templer empfanden ihren Einfluß und kleideten sich

---

1) *Mabillon's* Noten zu St. Bern. Ep. 45.
2) *St. Bern.* Ep. 48.

in ihre weißen Mäntel „ohne Anmaßung oder Ueberfluß," in voller Rüstung und mit Pferdegeschirren, die weder Gold noch Silber zierte. Sie wurden auf dem Concil von Troyes in Gegenwart Stephans zuerst zu einem Orden gemacht und jeder Provinzialmeister des Tempels legte einen Schwur ab, daß er alle Religiosen, vor Allen aber die Cistercienser-Mönche und deren Aebte, vertheidigen wolle als seine Brüder und Gefährten.

Neunzehntes Kapitel.

Wirren in der Kirche.

Der Einfluß des Cistercienser-Ordens hatte indessen selbst auf dem Concil von Troyes noch nicht seine Spitze erreicht; zwei Jahre später entstand das anacletische Schisma, dessen Entscheidung zu Gunsten Innocenz II. nächst Gott gänzlich dem heil. Bernhard zuschreiben war. Die Frage ging nicht aus einem bloßen Streite zwischen zwei Parteien unter den Cardinälen hervor. Innocenz II. Wahl war eine kühne Neuerung, durch welche das aufrührerische römische Volk von jedem Antheil an der Wahl des Papstes ausgeschlossen wurde[1]). Es gab viele wilde und gewissenlose Barone in Europa, aber ein Frangipani, ein Colonna oder ein Graf von Tusculum konnte es mit ihnen Allen aufnehmen. Gerade die letzte Wahl Honorius II. war durch einen berüchtigt gewordenen Streich eines Frangipani zu Stande gekommen und kurze Zeit zuvor hatte Gelasius bei seinem Weggange von Rom feierlich ausgesprochen, daß er, wenn es so sein solle,

---

1) *Lupus.* V. 69.

lieber in die Hände Eines Kaisers, als in die so vieler fallen wolle.

Die Cardinäle, welche in diesem Falle den Papst Innocenz gewählt hatten, kamen nicht nur ohne Wissen des römischen Clerus und Volkes, sondern sogar ohne das eines großen Theiles des heiligen Colleges zusammen. Dies thaten sie, sagt Suger, aus Furcht vor den rebellischen Römern. Demnach war nicht nur die Wahl des Gegenpapstes Petrus Leonis, sondern auch die des wirklichen Nachfolgers des heil. Petrus nicht formell; es bedurfte der nachträglichen Zustimmung der Christenheit, um Innocenz zum rechtmäßigen Papste zu machen. Der Eindruck, den die klare, staatsmännische Ansicht Suger's von dem ganzen Vorgange macht, ist der, daß von den beiden Wahlen die des Petrus die formellere war, und er fügt hinzu, daß das Concil von Etampes bei seiner Entscheidung mehr nach dem Charakter der Candidaten, als nach deren Wahl gefragt habe. Die Cardinäle der Partei des Innocenz hatten aber einen anderen und dringenden Grund, bei der Wahl so vorsichtig zu Werke zu gehen. „Sie wählten Innocenz," sagt ein alter Chronist, „mit zu großer Hast, um, wie man glaubt, Petrus zu vertreiben, der aus weltlichen Gründen nach der Papstwürde zu trachten schien[1])." Sie bildeten die religiöse Partei unter den Cardinälen und fürchteten die Wahl des Petrus, der „seine Hülfe nicht bei Gott suchte, sondern sein Vertrauen auf die Menge seiner Reichthümer, auf die Macht seiner Verwandten und auf die Stärke seiner Befestigungen setzte." Er war das Haupt der welt-

1) Chron. Maurin. ap. Du Chesne.

lichen Partei in der Kirche, und seine Wahl hätte zu einer Zeit, da der Kampf mit dem Kaiser wegen der Investitur gerade erst vorüber und Stolz und Ueppigkeit, die ein langer Aufenthalt an den Höfen der Könige eingeführt hatte, sogar im Sanctuarium überhand nahm, die schlimmsten Folgen nach sich ziehen können. Er war einmal Mönch von Clugny gewesen, war aber von Paschalis II. nach Rom gerufen und zum Cardinal gemacht worden. Von jener Zeit an war er vom päpstlichen Hofe als Legat activ verwendet worden und hatte dem ohnehin bedeutenden Vermögen seiner Familie, die ursprünglich jüdischer Abkunft war, einen enormen Reichthum beigefügt. Er war Einer jener mit dem Purpur bekleideten „Satrapen, die mehr Verehrer der Majestät, als Verehrer der Wahrheit" sind, welche der heil. Bernhard „Wölfe" nennt; nicht die Gefährten der „Nachfolger des heil. Petrus, sondern eines Constantin," Anhänger des Papstes in der Zeit des Triumphes, da er auf einem weißen Pferde ritt, mit Gold und Edelsteinen geschmückt, nicht „der Stellvertreter Christi, der Hammer gegen die Tyrannen und der Zuflucht der Unterdrückten[1])." Die Sache Innocenz' war daher die der heiligen Armuth, und alle neuen Mönchsorden, die um diese Zeit zur Erbauung der Kirche entstanden waren, wie auch die blühendsten der alten Convente, nahmen sich ihrer an. „Die Camaldulenser," sagt der heil. Bernhard, „Jene von Vallombrosa, die Karthäuser, die Cluniacenser und Jene von dem Großen Kloster, auch meine eigenen Cistercienser und die Mönche von Caen, von Tiron und Sa-

1) De Cons. lib. IV.

vigny, mit einem Worte, alle Brüder, ob Mönche oder Geistliche, welche ein reguläres Leben und einen erprobten Wandel führten, folgten einstimmig den Bischöfen, wie Schaafe ihren Hirten, und hingen Innocenz fest an.“ Der heil. Bernhard sagt hier nicht, wem die Hirten selbst folgten; Jedermann aber war es klar, daß er selbst die katholische Welt leitete. Alle Bischöfe Frankreichs waren mit dem König Ludwig in Etampes versammelt, um diese Frage von höchster Wichtigkeit, die sogar die Existenz der katholischen Kirche berührte, zu entscheiden; nur der Abt von Clairvaux war nicht dort und ohne ihn konnte nichts geschehen. Auf ihre Aufforderung hin kam er, zitternd und mit vor Furcht pochendem Herzen; aber Gott ermuthigte Seinen Diener in einem Traum, worin Er ihm eine ungeheuere Kirche zeigte, drin Gott einstimmig gepriesen wurde. Als er ankam, erklärte die ganze Versammlung mit Einer Stimme, daß Bernhard entscheiden solle. Ruhig, aber doch zitternd, prüfte der Diener Gottes die Art der Wahl, die Verdienste der Wähler und Leben und Charakter der Candidaten, und alsdann verkündigte er mit starkem Herzen und lauter Stimme, auf Gottes Hülfe vertrauend, Innocenz als Papst; und die ganze Versammlung nahm seine Entscheidung, ohne irgend einen Zweifel darin zu setzen, an, indem sie glaubte, daß der heilige Geist aus ihm spreche.

Es gehört nicht zu unserer Aufgabe, zu zeigen, wie der heil. Bernhard zu Werke ging und durch seine bloße Anwesenheit, wie durch seine flammenden Worte die Herzen aller Könige Europa's Innocenz zuwandte, den schlauen Beau Clerc Henry, den unschlüssigen

Lothar, ja zuletzt sogar den wilden Bären von Aquitanien — wie er die Seele der ganzen Christenheit, wie die eines Einzelnen leitete und den Nachfolger des heil. Petrus, Angesichts Roger's von Sicilien mit seiner neuen Krone und allen seinen Normannen, auf seinen rechtmäßigen Stuhl setzte. Stephan folgte natürlich seinem berühmten Schüler; der Erfolg des Innocenz war die Vollendung des Triumphes der heiligen Armuth, der er Bahn gebrochen hatte, und er legte nun heiter und freudig die Sache in die Hände des heil. Bernhard. Während der Heilige für den Frieden der Kirche über Land und Meer reiste und zu seinem Leidwesen gezwungen war, sein geliebtes Clairvaux zu verlassen, blieb Stephan ruhig in seiner Abtei und fuhr fort, seinen Orden zu leiten.

Innocenz aber beschränkte seine Liebe für die Cistercienser nicht auf den heil. Bernhard. Er richtete an Stephan ein Schreiben, worin er denselben „seinen theueren Sohn im Herrn" nennt[1]) und ihm und seinen

1) Dies Document findet sich in *Manriquez*, An. 1132; es ist datirt: Clugny, den 10. Februar; ein anderes, datirt: Lyon, den 17. desselben Monats, findet sich unter den Werken des heil. Bernhard. Innocenz erließ sie auf seinem Rückweg von Frankreich nach Italien. Es ist auffallend, daß diese beiden Documente nach zwei verschiedenen Zeitrechnungen datirt sind. Das dem heil. Stephan gewährte Privileg ist, obgleich es dem anderen vorherging, vom Jahre 1132, während jenes für den heil. Bernhard vom Jahre 1131 datirt ist; der Grund hiefür ist der, daß in dem letzteren das Jahr als am 25. März, im ersteren dagegen als am 1. Januar anfangend gerechnet ist. Indem Mabillon diesen Umstand übersieht, gibt er 1131 statt 1132 als Datum des dem heil. Bernhard verliehenen Privilegs an; da Innocenz die Jahre

Nachfolgern für immer zwei wichtige Privilegien gewährt. Aus den Worten der Gewährung geht hervor, daß sie auf Stephans Bitte bewilligt worden waren und sind somit sicherlich das Resultat der Wirkung seiner eigenen Principien. Seiner Vorstellung nach war ein Kloster ein der Contemplation geweihter Ort, wohin der Lärm und die Sorgen der Welt nicht dringen sollten. Er wünschte, daß seine Mönche nichts von den Streitigkeiten, von den Prozessen und von all' der Selbstsucht wissen sollten, die außer dem Kloster ihr Wesen trieben; kurze Zeit zuvor war er selbst von Citeaux abgerufen worden, um einen Streit zwischen den Abteien St. Seine und St. Stephan zu Dijon zu schlichten. Deßhalb war ein allen Cistercienser-Aebten verliehenes Privileg in folgenden Ausdrücken abgefaßt: „Und weil da, wo der Geist Gottes ist, auch die Freiheit ist, damit man fähig sei, mit um so größerer Ungebundenheit sich dem Dienste Gottes zu widmen und mit dem klaren Blick der Seele sich in Frieden der Contemplation hinzugeben, verbieten wir, daß ein Bischof oder Erzbischof dich oder deine Nachfolger oder irgend einen Abt des Cistercienser-Ordens zwinge, zu einem Concil oder zu einer Synode zu kommen, es sei denn wegen des Glaubens."

Stephan wünschte jedoch für seine Mönche nicht nur, daß sie den Streitigkeiten ihrer Nachbarn entzogen, sondern auch von weltlichen Sorgen unabhängig sein möchten. Nach der Absicht des heil. Benedict sollte

---

von seiner Erwählung, den 15. Februar 1130, an datirte, so muß ein in seinem dritten Jahre am 17. Februar unterzeichnetes Document unserer Rechnung nach auf das Jahr 1132 verlegt werden.

ein Mönch ein armer, von der Arbeit seiner Hände lebender Mann sei; er sollte sich aber nicht in niedriger Armuth befinden; das Kloster sollte in seinen Mauern alle Bedürfnisse besitzen, so daß nichts außer dem Kloster zu holen wäre. Stephan war mehr als ein Mal in einen Zustand wirklichen Mangels gerathen und hatte ihn mit wenigen energischen Geistern standhaft ertragen. Nun aber, da Citeaux eine große Communität und das Haupt eines blühenden Ordens war, lag die Sache ganz anders. Es gibt verhältnißmäßig Viele, die von grobem Brod und Vegetabilien leben können; aber sehr wenige besitzen die nothwendige heroische Ausdauer, gegen den Druck der Noth zu kämpfen. Die Seele des Klosterlebens ist die Regularität, die schwinden muß, wenn die Brüder gezwungen sind, Schulden zu machen, um sich absolute Bedürfnisse zu schaffen. Wenn Citeaux jetzt auch nicht in Gefahr war, in einen so traurigen Zustand zu gerathen, so war es für den Bruder Kellermeister doch eine schwere Aufgabe, mit seinen Einkünften auszukommen. Die Cistercienser hatten auf die meisten Einnahmequellen, durch welche andere Convente unterhalten wurden, verzichtet; sie hatten Nichts, was Weltliche in ihre Kirchen ziehen konnte, keine öffentlichen Messen, keine Schreine von Gold und Silber. Ihr Eigenthum bestand einzig in Land, dessen Erzeugniß sie verkauften; bevor es jedoch bis zur Cultur gebracht war, mußten Meierhöfe errichtet, Vorräthe angekauft werden und viele schwere Arbeit geschehen. Je mehr Land ihnen gegeben wurde, um so mehr steigerten sich ihre Ausgaben und schließlich kam noch der Zehnteneinsammler, der für den Pfarrpriester oder für die Brüder eines

gewissen Klosters, dem die Zehnten der Pfarrei gehörten, so und so viel erhob. Man muß sich erinnern, daß sie selbst auf die Zehnten und alles kirchliche Vermögen, das in vielen Klöstern, deren Brüder niemals mit ihren eigenen Händen arbeiteten, die Hauptquelle ihrer Einkünfte bildete, verzichtet hatten. Außerdem waren die ihnen geschenkten Ländereien wüste und unbebaut, mit einer dichten Fülle wirren Gehölzes bedeckt oder morastische Sümpfe, in denen der Reiher und die Rohrdommel nistete, und die folglich überhaupt niemals Zehnten abgegeben hatten. In Erwägung der Armuth der Cistercienser befreite Innocenz sie von der Entrichtung aller Zehnten. Das war kein neues Privileg; alle Klöster Thüringens und unter ihnen die große Abtei Fulda waren einmal von Zehnten frei; und wenn auch der Erzbischof von Metz Zehnten von ihnen beanspruchte, so gestattete er doch, daß solche Privilegien entstehenden Klöstern gewährt wurden. Kurze Zeit vor dem Entstehen Citeaux' wurde dieselbe Gunst in Erwägung ihrer Armuth den Johanniterrittern verliehen. So streng ferner Petrus von Blois die Fortdauer des Privilegs tadelte, wenn der Orden mächtig geworden war und alle die Schwierigkeiten, welche gerade seine Fruchtbarkeit, so überraschend es scheinen mag, ihm zuerst zugezogen, überwunden hatte, so gibt er doch zu, daß ein solches Privileg für den Anfang nothwendig sei. So billig indessen die Vergünstigung Innocenz' war, so erregte sie doch einen Sturm gegen Stephan und seine armen Cistercienser, der sich erst nach manchem Jahre legte. Wir haben genug gesagt, um zu zeigen, daß die Cistercienser-Bewegung, die in allen Beziehungen eine Reform war, aller Wahrschein-

lichkeit nach der Opposition von Seiten der älteren klösterlichen Institutionen begegnen mußte. Lange Zeit herrschte zwischen Clugny und Citeaux eine höchst gereizte Stimmung; ein alter und blühender Orden, wie jener von Clugny mit all' seiner imposanten Würde und seiner religiösen Pracht, konnte vor dem elastischen Geist und dem jungen Leben, das sich aus dem obscuren Convent von Citeaux entwickelte, nicht anders als beschämt stehen. Jener mochte ehrwürdig und schön sein; der neue Orden aber enthüllte in seinem unbezähmbaren Feuereifer eine Lebenskraft und in seiner heiligen Armuth eine Gnade, die sicher war, alle glühenden Geister in der Kirche anzuziehen. Seitdem ging mancher vielversprechende Mönch zu den Cisterciensern über und ließ seine Brüder, die in seinem Eifer einen Vorwurf sahen, in bitterem Aerger zurück. Rings um die alten Klöster erhoben sich allerwärts neue Convente, die nicht durch die Zeit geheiligt und durch die Frömmigkeit der Könige geschmückt waren, aber durch die Heiligkeit ihrer Mitglieder die Herzen des Volkes hinrissen. Das neue von Innocenz verliehene Privileg ließ alle diese unterdrückten Flammen zum Ausbruch kommen; ein Cluniacenserkloster — Gigny in der Champagne — weigerte sich, seinem Nachbarkloster, dem Hause von Miroir, von dem Privileg Nutzen ziehen zu lassen und zog, Angesichts der Autorität des heiligen Stuhles, die Zehnten ein. Es wurde wegen dieser Widersetzlichkeit mit dem Interdict belegt, in Folge dessen sich der ganze Cluniacenser-Orden in Waffen erhob. Glücklicher Weise war nicht mehr Pontius Abt von Clugny, sondern Peter der Ehrwürdige. Seiner Stellung wegen war dieser ge-

zwungen, die ungeheuere Körperschaft, deren Vorsteher er war, zu unterstützen, deßhalb richtete er einen Brief voll scharfer Einwendungen an das Capitel von Citeaux und that sein Mögliches, um das Privileg am päpstlichen Hofe rückgängig zu machen; niemals aber verlor er für einen Augenblick die grenzenlose Liebe, welche er für die großen Männer fühlte, die an der Spitze dieser neuen Bewegung in der Kirche standen. In der Furcht, sein erster Brief möchte zu streng gewesen sein, schrieb er im nächsten Jahre an das versammelte Capitel, um zu erklären, daß er die wirklichen Interessen des Friedens in seinem Herzen getragen habe, als er jenen Brief schrieb, und schließt mit den Worten: „Ich wünsche den Frieden und wünsche euren Frieden. Ich freue mich und freue mich in euch, ja, wenn auch beleidigt, werde ich mich doch nicht von euch scheiden.“ Durch den wirklich christlichen Geist dieses edelsinnigen Mannes blieb unter den höheren Autoritäten der beiden Orden eine wirkliche Liebe herrschend; unter den untergeordneteren Gliedern dagegen wurde auf Seite der Cistercienser oftmals ein puritanisches Hängen am Buchstaben und auf Seite der Cluniacenser ein höchst unchristlicher Ton der Eifersucht und des Mißtrauens gepflegt. Zwischen dem Abte von Clugny und den Vorständen der Cistercienser, Stephan an der Spitze, herrschte aber die vollkommenste Harmonie. Nicht, als ob Peter nicht die kindlichste Liebe für das Kloster, in welchem er Christum kennen gelernt hatte, und über das er nun regierte, gefühlt hätte; auch that es ihm wirklich und empfindlich weh, wenn er, durch die Gewalt der Umstände dazu gezwungen, in Collision mit den Cistercienfern gerathen mußte. Aber ungeachtet

der Schläge, die er so in seinen zärtlichsten Neigungen erhielt, hegte er stets eine unbegrenzte Verehrung für diese neue Institution, die Gott, durch Stephans Vermittlung, in der Kirche hervorgerufen hatte. Er war es zufrieden, daß sein Licht erlöschen sollte, während Stephan, den die Welt seinen Gegner nannte, jeden Tag an Macht und Einfluß zunahm. Vor Allem freute er sich über Bernhards Heiligkeit und küßte sogar die Briefe, wenn sie zur Freude seines Herzens eintrafen; wie am Busen eines Freundes scheint er in vollkommenem Vertrauen zu ruhen, wenn er an den Heiligen schreibt; er übt seinen spielenden und feinen Witz bei diesen Gelegenheiten, indem er gesteht, daß er sich ganz sicher und sorglos fühle, wenn er so in seinen Briefen an seinen theueren Freund seiner Heiterkeit freien Lauf lasse; und der heil. Bernhard macht ihm dagegen das Compliment, er dürfe seinem Witze ohne Sünde nachgeben. Er machte sich eifrig daran, seinen Orden zu reformiren und war so weit davon entfernt, durch den zürnenden Tadel des heil. Bernhard in dessen Apologie geärgert zu werden, daß er, so weit es anging, alle die in jener berühmten Abhandlung enthaltenen Rathschläge aufnahm. Einige seiner Reformen sind offenbar aus den Regeln der Cistercienser und besonders aus jenen von Stephan selbst eingeführten genommen. Er verordnet, daß Crucifixe von Holz statt solcher von kostbaren Metallen gebraucht werden sollten, wenn das heilige Kreuz dem sterbenden Mönch an die Lippen gelegt wurde [1]); es war nicht ein Kreuz von Gold oder Silber, sondern ein Kreuz von Holz, welches die Welt

---

1) Stat. 62.

erlöste. Ferner sollte der prachtvolle Leuchter von Clugny, welcher der Einfachheit der Cistercienser zum Aergerniß gereichte, nur an den großen Festtagen angezündet werden, zu anderen Zeiten sollten eiserne Leuchter gebraucht werden[1]).

So erstreckte sich Stephans Einfluß sogar auf Clugny, ungeachtet der zürnenden Mönche. Die Streitigkeiten über die Zehnten dauerten selbst nach Stephans Tod noch viele Jahre fort, störten aber niemals die Harmonie, welche zwischen Peter dem Ehrwürdigen und seinen Freunden im Capitel von Citeaux herrschte.

Zwanzigstes Kapitel.

Stephans Tod.

Seit der Aufnahme des heil. Bernhard in Citeaux ist Stephans Leben das seines Ordens gewesen. Die Geschichte spricht nur gelegentlich von ihm als von einem Ordensgesetzgeber oder als von dem Gründer eines neuen Conventes. Der Herr Abt von Citeaux erscheint zuweilen unter den zu einem Concile gehörigen Unterschriften oder in irgend einem Document, das der Fleiß der Benedictiner aus einem Klosterarchiv hervorgeholt hat. Es ist gut, daß es so war; denn der große Orden von Citeaux war Stephans Bau und auf seinem edlen Werke beruhen seine Ansprüche auf die Verehrung der gläubigen Nachkommen. Wir kommen nun aber zu einem Abschnitt, in welchem er ausschließlich in den Vordergrund tritt; sein langes und thätiges Leben neigt sich nun zu Ende. Ganz plötzlich erfährt

---

1) Stat. 52.

der Leser der Cistercienser-Annalen zu seinem Erstaunen, daß das Capitel, an welches Peters des Ehrwürdigen Brief gerichtet war, das letzte von Stephan gehaltene war. Es werden in seiner Geschichte keine Jahreszahlen angegeben, aus denen man sein Alter bestimmen könnte, so daß seine Jahre in der Stille dahingehen, nach jenen Citeaux' gezählt, und es scheint merkwürdig, daß sein Leben, welches das bewegende Princip des Ganzen war, ganz plötzlich zu Ende geht, gerade da der Orden auf der Höhe des Glückes steht. Aber so ist es immer bei den größten Heiligen; der Mensch geht zu seiner Arbeit bis zum Abend, dann verläßt er sie unvollendet und geht heim, um im Grabe zu rasten. Im Capitel vom Jahre 1133, ein Jahr, nachdem den Cistercienfern von Innocenz jenes Privileg verliehen worden, als, wie das Exordium sagt, „unser heiliger Vater Stephan das ihm anvertraute Amt nach der wahren, durch unsern Herrn Jesum Christum gegebenen Regel der Demuth kräftig verwaltet hatte, als er vom Alter aufgerieben und seine Augen erblindet waren, so daß er nichts mehr sehen konnte, da legte er sein Hirtenamt nieder, indem er wünschte, in Frieden an Gott und sich selbst zu denken im süßen Genuß der Contemplation." Dies ist das erste Wort, das vom Greisenalter Stephans gesprochen wird, und bis dahin können wir ihn uns so kräftig wie immer vorstellen, mit klarem Augenlicht und ungeschmälerten Fähigkeiten. Wenn ihn aber auch seine Augen verlassen hatten und sein Leib im Dunkel weilte, so war doch der Blick seiner Seele so klar wie immer; er war noch bis zuletzt der contemplative Cistercienser, der zum Walde und in die Wüste geflohen war, um

mit Gott allein zu sein. Bevor jedoch seine Seele aus ihrer irdischen Wohnung erlöst wurde, hatte Stephan noch eine Prüfung zu überstehen; Gott wollte, daß sein Heiliger mit den Waffen in den Händen sterben sollte. Die Wähler, denen die Aufgabe zufiel, nach Stephans Entsagung seinen Nachfolger zu wählen, bestimmten hiefür einen Mann, der gar nicht würdig war, ihm zu folgen. Wido, Abt von Trois-Fontaines, hatte den Leuten durch gewisse Mittel eine falsche Meinung von seiner Heiligkeit beigebracht, und obgleich er nur ein übertünchtes Grab war, wie das Exordium sagt, erwählten ihn doch die Aebte zum Regenten der Abtei und des ganzen Ordens. Stephan wußte, welcher Mensch er war; es heißt sogar, Gott habe ihm die Schlechtigkeit dieses neuen Abtes besonders geoffenbart. Durch jenes wunderbare innere Schauen, das Gott zuweilen Seinen Heiligen gibt, konnte er sehen, wie sein Nachfolger die Profeß der Mönche in Empfang nahm, obgleich sein äußeres Auge blind war. Siehe, da zeigte ihm Gott den bösen Geist, der in Wido einzog, als er hoch unter seinen Brüdern saß, die nacheinander kamen, um ihm ihre Ehrerbietung zu bezeugen. Stephan aber blieb stille; er war fest überzeugt, daß Gott den entstehenden Orden nicht verlassen werde, und wollte dadurch, daß er sich in die freie Wahl der Mönche mischte, die Regierung, die er gerade niedergelegt hatte, nicht wieder auf sich nehmen. Der heil. Bernhard war in Italien, weßhalb er sich nicht an diesen wenden konnte; daher wartete er in festem Vertrauen auf Gott, bis sich die Absichten der Vorsehung kundgeben würden. Mit diesem furchtbaren Geheimniß auf der Seele bewahrte er sich doch seinen Frieden.

Er hatte nicht lange zu warten, denn „es war kaum ein Monat vergangen, als die Unreinheit jenes gottlosen Menschen durch eine Offenbarung Gottes aufgedeckt und diese Bastardpflanze, die der himmlische Vater nicht gepflanzt hatte, aus dem Paradiese ausgerissen wurde.“ Was Wido's Sünde war, ist nicht bekannt und sein Name kommt in dem gewöhnlichen Catalog der Cistercienser-Aebte nicht einmal vor; die Brüder scheinen gesucht zu haben, sein Gedächtniß in Vergessenheit zu begraben. Ihm folgte Reinaldus, ein Mönch von Clairvaux; er war ein Mann, in dessen Händen Stephan seinen Orden mit Freuden ließ.

Stephans Werk auf Erden war nun vollendet und seine Kraft beinahe dahin; er lebte nach der Erwählung des Reinaldus nur noch wenige Monate. Ob seine Krankheit kurz oder von langer Dauer war, ist nicht bekannt; von dem Sterbebette des Dieners Gottes aber gibt das Exordium folgenden Bericht: „Als die Zeit nahte, da der Greis, auf seinem Bette liegend, nun, da seine Arbeit vorüber war, in die Freude des Herrn und von dem niedrigsten Grade der Armuth, den er sich nach dem Rathe unseres Erlösers erwählt hatte, zu dem Gastmahl des himmlischen Familienvaters erhoben werden sollte, da versammelten sich außer Anderen gewisse Brüder, Aebte seines Ordens, um durch ihre pflichtgetreuen Dienstleistungen und Gebete ihren treuen Freund und demüthigsten Vater auf seinem Wege in die Heimath zu begleiten. Und als er im letzten Todeskampfe lag und dem Tode nahe war, begannen die Brüder miteinander zu sprechen und ihn selig zu nennen; als Mann von so großem Verdienste, sagten sie, könne er ruhig zu Gott eingehen, er, der

zu seiner Zeit der Kirche Gottes so viele Furcht gebracht hatte. Dies hörte er, und indem er noch einmal, so gut er konnte, Athem schöpfte, sagte er mit halb vorwurfsvollem Tone: „Was saget ihr da? Wahrlich, ich sage euch, ich gehe zu Gott so zitternd und ängstlich, als ob ich niemals etwas Gutes gethan hätte. Denn wenn etwas Gutes in mir gewesen ist, so war es durch die Hülfe der Gnade Gottes, und ich fürchte und bange sehr, ob ich nicht etwa diese Gnade weniger würdig und weniger demüthig bewahrt habe, als ich sollte.“ Unter diesem Schilde vollkommener Demuth, welche von seinen Lippen tönte und tief in seinem Herzen wurzelte, legte er den alten Menschen ab und in seiner Macht die schlimmsten Pfeile des Feindes, so feuerig und geschwefelt sie waren, bei Seite schiebend, ging er mit Leichtigkeit durch die luftigen Regionen der Stürme und stieg auf an die Thore des Paradieses und empfing die Krone.“

Am 28. März 1134 verließ Stephan dieses schwere Leben, um sich mit dem heil. Robert und dem heil. Alberich zu vereinigen, die er so lange überlebt hatte. Der 17. April, an welchem sein Name im Martyrologium vorkommt und an dem sein Fest war, war vermuthlich der Tag seiner Heiligsprechung. Bei uns wird sein Gedächtnißtag nicht gefeiert; Viele werden nicht einmal seinen Namen gehört haben und die ihn hörten, sind wahrscheinlich erstaunt, zu erfahren, daß er ein Engländer war. Vermuthlich wurden seine Augen niemals mit dem Anblick der grünen Felder des schönen Englands erfreut, seit er sein Kloster Sherborne verließ, um in Paris zu studiren. Aber sein Vaterland kann stolz sein, diesen großen Heiligen

sein Eigen zu nennen. Er war der geistliche Vater des heil. Bernhard und war, man darf es wohl sagen, der Hauptgründer des Cistercienser-Ordens. Bevor er starb, hatte er zwanzig Klöster von Citeaux aus gegründet; die Zahl der Häuser des gesammten Ordens betrug über neunzig.

Der heil. Stephan war seinem Charakter nach ein wahrer Engländer; sein Leben besteht aus jenem seltsamen Gemisch von Ruhe und Thätigkeit, das England charakterisirt. So contemplativ und ascetisch er war, war er doch in seiner Weise ein Mann der That; er hatte den Verstand, um ein großes Werk auszusinnen, und die ruhige, unbeugsame Energie, es auszuführen. Schon seine äußere Erscheinung war, wenn wir seinem Zeitgenossen, dem Mönch von Malmesbury, glauben dürfen, die eines Engländers; er war artig im Gespräch, freundlich von Angesicht, mit einer immer im Herrn freudigen Seele[1]).

Sein Orden scheint in der Heimathluft des heil. Stephan gediehen zu sein; die meisten unserer großen Abteien, Tintern, Rievaux, Fountains, Furness und Netley, die nun durch ihre schönen Ruinen bekannt sind, waren Cistercienser-Abteien. Der Orden suchte sich alle ruhigen Winkelchen und Thäler, alle die schönen Ströme des alten England aus und erfreute die Seele des Feldbauers durch sein fortwährendes Glockengeläute. Seine landwirthschaftliche Seite machte ihn für dies Land ganz besonders geeignet, obgleich er jenseits des Kanals geboren worden war. Sicher dachte der heil. Stephan, wenn er unter der heißen Sonne

---

1) Gesta Reg. Angl. lib. 4.

Frankreichs arbeitete, oftmals an den Erndtemonat und an die reifen Kornfelder seines Heimathlandes. Mögen seine Gebete für dieses geliebte, nun um der Sünden seiner Kinder willen unter dem Fluche Gottes liegende Vaterland vor dem Throne der Gnade erhört werden!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zusätze.

Zu Seite 17, Zeile 1 v. o.: Ueber solche, im Mittelalter häufig vorgekommene plötzliche Conversionen äußert sich Alex. Kaufmann, Cäsarius von Heisterbach. Zweite Aufl. Köln. 1862. S. 98 ff.: „Mit dieser Erregtheit hängt eine seltene Empfänglichkeit für äußere Eindrücke zusammen, die, bei Vielen nur ein Zeichen innerer Haltlosigkeit, bei Anderen in einem tiefen Bedürfniß nach ernster Auffassung und Heiligung des Lebens gründete. Für dieses Bedürfniß, welches im Treiben der Welt unterdrückt und gefesselt, nicht zu Durchbruch und Bewußtsein kommen konnte, vermochte dann wohl ein unerwartetes Naturereigniß, das mächtige Wort eines gewaltigen Predigers, ein rasch durchzuckender Gedanke plötzliches Lösemittel zu werden und jenen Bann zu zerbrechen, wie man im Mährchen von einem Kuß erzählt, der eine schlummernde Seele und mit ihr ein ganzes, längst versunkenes Leben in der Schnelligkeit einer Secunde wieder in's Dasein ruft. Bei solchen Umgewandelten war die plötzliche Wendung zum Bessern keine Haltlosigkeit, sondern eine längst vorherbestimmte, mit dem innersten Geistes- und Gemüthsleben zusammenhängende Nothwendigkeit, und wir finden auch selten, daß Menschen von tiefer und kräftiger Seele, wenn sie das neue Leben auch scheinbar noch so überraschend angetreten, wieder abtrünnig geworden wären. Wir sahen oben, wie ein Ritt durch einen lieblichen, aber rasch durchmessenen und deßhalb nur flüchtig betrachteten Hain in zwei jungen, im Leben glänzend gestellten Rittern den Gedanken an die Vergänglichkeit alles Irdischen so lebhaft weckte, daß sie der Welt entsagten und das Ordenskleid nahmen; wir lesen, daß Fra Pacifico,

der „König" der Dichter, durch eine einzige Predigt des heil. Franz von Assissi bestimmt wurde, seine gefeierte Stellung aufzugeben und sich von der Unruhe der Welt zu Christi Frieden zu bekehren. In ähnlicher Art traten Alexander von Hales und der gelehrte Johannes von Saint-Gilles in den Orden; jener bei den Minoriten, dieser bei den Dominicanern. In solchen Umgewandelten mußten sich die Kräfte und Fähigkeiten, welche sich in den Wirrnissen eines zersplitterten Weltlebens schon vielfach gemessen und erprobt hatten, bei der Richtung auf Ein festes Ziel, Einen leitenden und begeisternden Gedanken nur um so energischer entfalten, und weil es ganze, kräftige und entschlossene Menschen waren, suchten sie nicht reflectirend nach Uebergängen, sondern brachen auch ganz mit Dem, von dessen Verderblichkeit sie sich plötzlich, aber entschieden überzeugt hatten." Vergl. auch S. 85 die Bekehrungsgeschichte des Karl von Villers.

Zu S. 115, Z. 6 v. o. Diese Art, durch Schlagen an eine Tafel ein Zeichen zu geben, war im Mittelalter sehr gewöhnlich und kam außer in Klöstern auch in Burgen vor. So in Iwein, Ausg. von Benecke und Lachmann. V. 299 ff.:

„Nû hienc ein tâvel vor dem tor
An zwein ketenen enbor:
Dâ sluoc er an daz ez erhal
Unt daz ez in die burc erschal" etc.

Vergl. die Anmerkung hierzu S. 307. Auch Cäsarius von Heisterbach, Berthold u. A. thun dieser Tafel Erwähnung.

Zu S. 141, Z. 4 v. u. Ueber Aelred von Rievaux wird eines der nächsten Bändchen der historischen Schriften von Dalgairns handeln. Dalgairns bezeichnet ihn darin als the great Cistercian writer of England.

Zu S. 141, Z. 2. v. u. Diesen Charakter der Cistercienser-Schriftsteller erkennt auch Böhmer in des Cäsarius von Heisterbach Vita S. Engelberti: „Da mag man lernen, wie man damals über den inneren Menschen dachte!" Böhmer, Font. rer. Germ. II. S. 33 d. Einleitung. „Unverwandte Beobachtung des inneren Menschen" ist nach

Mone, Einleitung zur Chronik von Salmannsweiler in der Quellensammlung zur Badischen Landesgeschichte. III. 23, Hauptmerkmal der Biographen aus dem Cistercienser-Orden.

Zu S. 142, Z. 14 v. o. Dieses interessante Kapitel des Dalgairns'schen Werkes ist vom Abbé Dubois in dessen Geschichte der Abtei Morimond. Deutsche Uebers. von Dr. K. Münster bei Aschendorff, vielfach benützt worden. Es findet sich darin ein Absatz mit der gleichen Ueberschrift. — Eine höchst wichtige Quelle für das äußere Leben und Treiben der Cistercienser, ihre Beschäftigung und Stundeneintheilung, ihre Finanz- und Oekonomieverhältnisse ist die Salmannsweiler Chronik in Mone's Quellensammlung zur Badischen Landesgeschichte. Bd. III., die indessen leider später als das Werk Dalgairns' erschienen ist, so daß dieser keinen Nutzen mehr davon ziehen konnte.

Zu S. 152, Z. 11. Cäsarius von Heisterbach, der interessante deutsche Schriftsteller aus dem Cistercienser-Orden, kennt außer dem heil. Augustinus die heiligen Hieronymus, Ambrosius und Gregor; er citirt den Boethius, Virgil, Ovid, Seneca und Claudian. S. Alex. Kaufmann, Cäsarius von Heisterbach. S. 79.

Zu S. 160. Abt Giselbert von Himmerode besaß drei Pfefferkörner, um diese Speisen schmackhaft zu machen. „Erschüttert durch ein Naturbild, das sie an die Vergänglichkeit irdischer Herrlichkeit lebendig erinnert hatte, ließ sich eine ganze Reihe cölnischer Patriziersöhne in Himmerode aufnehmen. Als ein Freund von ihnen sich verwunderte, daß solche, an alle Genüsse der feinen Welt gewöhnten Leute sich an ungewürztem Gemüse, Erbsen und Linsen genügen ließen, erwiederte Abt Giselbert: „Ich gebe ihnen drei Pfefferkörner, welche die Speisen so schmackhaft machen, daß nichts in der Schüssel übrig bleibt. Das erste Pfefferkorn sind die langen Vigilien der Matutin, das andere ist die Handarbeit und das dritte: Daß sie nichts Besseres bekommen." S. Alex. Kaufmann, Bilder aus dem Klosterleben des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts im Würzburger Chilianeum. Jahrg. I. S. 139.

Zu S. 179. Es dürfte nicht ohne Werth sein, wenn wir hier die kurze Stelle des Cäsarius von Heisterbach über Entstehung und Weiterbildung des Cistercienser-Ordens beifügen, zumal darin auch unseres Stephan höchst ehrenvoll gedacht wird: „In Episcopatu Lingonensi situm est coenobium, nomine Molismus, fama celeberrimum, religione perspicuum, viris illustribus nobilitatum possessionibus amplum, virtutibus clarum. Et quia divitiis virtutibusque diuturna non potest esse societas, viri nimirum sapientes et virtutum amatores, altius intelligentes, licet honeste in praefato coenobio viverent, minus tamen ipsam quam professi fuerant regulam, quia observarent considerantes, habito inter se communi consilio, viginti et unus monachi una cum patre suo, nomine Roberto, unanimi assensu, eodem spiritu, venerunt in locum horroris et vastae solitudinis, nomine Cistercium, ibi vivere cupientes de opere manuum suarum secundum regulae praeceptum. Anno igitur Dominicae incarnationis millesimo monagesimo octavo, venerabilis Hugonis Lugdunensis Ecclesiae Episcopi et tunc Sedis Apostolicae legati atque religiosi viri Walteri Cabilonensis Antistitis, nec non et clarissimi Principis Odonis Ducis Burgundiae freti consilio, auctoritate roborati in praedicto loco abbatiam construere coeperunt. Et quia coenobium, de quo exierunt, constructum fuerat in honore beatae Dei genitricis Mariae, tam ipsi quam eorum successores, de eodem Novo Monasterio propagati, omnes suas ecclesias in honore eiusdem gloriosae Virginis censuerunt esse dedicandas. Non multo post, cum instantia monachis Molismensibus abbatem suum requirentibus, iussu secundi Urbani, consensu Walteri Cabilonensis Episcopi reducitur et Albericus vir sanctus ac religiosus eius loco substituitur. Cuius sollicitudine, Dei gratia cooperante, non mediocriter vallis illa et in rebus necessariis crevit. Quo defuncto, *Stephanus vir aeque sanctus*, natione Anglicus, successit. Et cum adhuc essent pauci numero, personis saecularibus venerantibus in eis vitae sanctitatem, sed abhorrentibus austeritatem, sanctus Ber-

nardus anno quinto decimo cum triginta ferme sociis advenit et suavi iugo Christi ibidem collum submisit. Ex tunc coepit vinea illa Domini Sabaoth crescere ac dilatari atque palmites suos extendere a mari usque ad mare et impleta est terra possessione eius.“ Caes. Heisterb. Dial. Ed. Strange. p. 5. 6. — Ueber die Charta Charitatis vergl. auch Raumer, Gesch. d. Hohenstaufen. Bd. VI. im Abschnitt von dem Mönchswesen und den Klöstern, wo ein kurzer Auszug daraus gegeben ist.

Zu S. 184, Z. 11 v. u. Im Jahr 1864 erschien eine werthvolle Monographie über diese Abtei: „Histoire de l'abbaye de La Cour Dieu ordre de Citeaux diocèse d'Orléans (1118—1793). Par Louis Jarry. Orléans.“

Inhalt.

		Seite
Erstes Kapitel.	Die Jugend des heil. Stephan . . .	1
Zweites Kapitel.	Stephan in Molesme	14
Drittes Kapitel.	Molesme's Verfall	23
Viertes Kapitel.	Weggang von Molesme	35
Fünftes Kapitel.	Ankunft in Citeaux	42
Sechstes Kapitel.	Stephan als Prior	49
Siebentes Kapitel.	Gebräuche der Cistercienser . . .	61
Achtes Kapitel.	Alberichs Zeit	85
Neuntes Kapitel.	Alberichs Tod	93
Zehntes Kapitel.	Stephan als Abt	97
Eilftes Kapitel.	Stephan in Zeiten der Noth . . .	107
Zwölftes Kapitel.	Das Sterben in Citeaux	113
Dreizehntes Kapitel.	Die Ankunft der Novizen . . .	122
Vierzehntes Kapitel.	Citeaux' Einfluß	138
Fünfzehntes Kapitel.	Ein Tag in Citeaux	142
Sechszehntes Kapitel.	Stephan und Bernhard . . .	168
Siebenzehntes Kapitel.	Stephan gründet einen Orden .	179
Achtzehntes Kapitel.	Abt Suger	194
Neunzehntes Kapitel.	Wirren in der Kirche	206
Zwanzigstes Kapitel.	Stephans Tod	218

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dalgairns, John Bernard,

Gesammelte historische Schriften

Bd.: 1

Mainz 1865
H.misc. 367 y-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10739817-5